Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

r. 8 Leipzig, den 21. Februar 1895

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Die Kinder der ewigen Heimat: 2 — Der Wert der Religion — Die „Sprache Kanaans." Keine Unter-
ung über semitische Dialekte: 1. Wesen und Geschichte der Sprache Kanaans — Karl von Hases Gesammelte Werke: 3. Der Kirchen-
oriker — Heinrich von Stein. Erste Hälfte — Luthers Stellung zur Feuerbestattung — Verschiedenes: Noch einmal die
ßindustrie und die Evangelischen Arbeitervereine im Saargebiet — Quittung — Anzeigen

Die Kinder der ewigen Heimat

2

Es stand ein Landmann vor seinen Feldern mit prüfenden gen. Er hatte vor, eine Bewässerungsanlage einzurichten, höhere Beträge zu erzielen. Da rechts am Erlenbusch lag Boden, der feucht genug war, da streckte der giftige Sumpf weithin aus, da links lag trockner Boden, da wäre Wasser t angebracht. Aber der Landmann wußte gar wohl, es ist reusand über einer Steinfläche, das Wasser würde ablaufen. ornen und Disteln wuchsen lustig und sicher über dem Stein- und. Zwischen beiden lag gutes Erdreich; aber wie sahen die flanzen aus, die darauf wuchsen, traurig ließen sie Blätter und üten hängen.

Ja, so wie der Landmann steht Christus vor den Menschen- rzen mit dem Wasser des Lebens, dem Worte vom Himmel- ich, dem Worte, das Geist ist. Welches ist der Boden, der trinken wird? der fruchtbar dadurch werden wird? Ist es r feuchte Sumpf, auf dem die üppigen Giftpflanzen wachsen? t es der steinerne Boden, der so stolz ist auf seine Lebens- sigkeit und auf seine Dornen?

Da stehen sie um ihn, die Scharen am Berge, die Hörer r Seligkeiten. Als ein Bild des Volkes, als ein Bild der enschheit sind sie um ihn gesammelt. Seine Worte dringen n sie heran, an ihre Ohren, an ihr Herz. In seinen Worten s Himmelreich selbst umgiebt sie, umklingt sie. Aber wer ßt es eindringen? Der Herr schaut sich um: er sieht die olzen, satten Mienen der Pharisäer, leicht lächelnd über das örichte Wort von den geistlich Armen. Verdorbnes Wasser — erdorbner Geist! Er sieht die stumpfen Gesichter der Menge. ie sperrt Augen und Ohren auf. Diese Leute finden schön, as er sagt, sie werden Bravo! rufen und in die Hände atschen, aber daß das, was er sagt, sie, sie selbst etwas angeht, as merken sie nicht. Steinerner Boden — es läuft ab von hnen. Und einige sieht er Trauer im Auge. Noch einmal läßt r die Blicke schweifen über die Masse. Dann spricht er: Selig ind die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet erden.

Es giebt so viel Leid auf Erden. Manche sagen, alles ei traurig im Trauerthal, in der Welt.

Ich kannte einen, der Leid trug, weil er beleidigt war. Ich prach von Gott dem Vater, der vergiebt, wie Christus vergab. r antwortete mit einem Blicke, den ich nicht bald vergesse. Wenn es einen Gott giebt, so muß er gerecht sein. Und ich will wohl die Wege der Rache noch finden. Ich wills dem Hunde anstreichen. Er soll an mich denken!

Eine Frau traf ich öfter, die einen unendlich müden Aus- ruck in den Zügen hatte, obwohl sie noch jung war. Freilich, ie hatte Grund zur Trauer, sie hatte ihren Mann verloren ach wenig Monaten einer glücklichen Ehe. Sie konnte sich er- nähren ohne eine besondre Beschäftigung, und zu einer frei- willigen war sie nicht zu bewegen. Ich versuchte sie zu trösten. Ich sprach von Gott dem Vater, den so viel verlorene Kinder so wenig ermüden, als unsern Herrn Christus verlorene Menschen ermüdet haben. Sie antwortete mit einem bittern Lächeln. Das ist kein Vater, der seine Kinder so behandelt! sagte sie. Mein Herr, Sie haben gut reden, Sie haben nicht so etwas erfahren wie ich!

In meiner Nachbarschaft lebt ein Mann. Ich habe seine Kinder gern. Es sind prächtige Jungen und ein treues, bescheidnes Mädchen, nachdenklich alle drei und doch frisch und lebendig. Ihre Mutter ist mir als eine brave fleißige Frau bekannt; Lauterkeit und Ernst sind in ihre Augen geschrieben. Und doch ist das Leben bei ihnen zu Hause eine Hölle vor Trauer und Leid. Das ist der Familienvater. Er hatte Verluste, die kann er nicht verschmerzen. Nun lebt er in Sorgen und Unzufriedenheit. Ich bot seiner Frau an, daß ich ihm lohnendere Arbeit verschaffen wolle. Er nimmt sie doch nicht, sagte sie, Sie können sich diese Unentschlossenheit nicht vorstellen! — Können Sie ihm denn nicht Fröhlichkeit und Zufriedenheit ins Haus bringen? fragte ich. — Ach, er schilt ja schon jetzt täglich auf unsern Leichtsinn. Er würde mich für verrückt erklären, wenn ich davon spräche, daß es uns doch nicht schlecht geht. Nur auf die, die ihn unzufrieden machen, hört er.

Das ist Leid, das unselig macht, die es tragen, das sie vom Reich Gottes ausschließt, das den Geist Gottes ausdörrt, Leid, das sich nicht trösten läßt außer durch Schlechtes.

Es giebt Erdboden, der traurig macht, was darauf wächst, daß es die Blätter senkt. Du denkst, es fehlt Wasser, und gießest viel darauf. Du magst viel gießen: eher faulen die Pflanzen, ehe das Wasser sie erquickt. Aber Unkraut, das tröstet den Boden und giebt ihm einen lustigen Anstrich.

Es giebt Trauer, für die Christus keinen Trost, keine Freudenbotschaft hat.

Hat er denn nun mit seinem Worte Unrecht?

Die Kürze und Rundung der Worte Christi verleitet uns oft dazu, sie außer ihrem Zusammenhang für sich zu nehmen. Das ist meist ein schwerer Fehler, der sich rächt.

Selig sind die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden, das Wort steht hinter dem Worte von den geistlich Armen. Keins von ihnen kann ohne das andre sein. Selig sind die geistlich Armen, so sie über ihre Armut an Geist Leid tragen. Selig sind, die da Leid tragen, so sie Leid tragen über ihre Armut an Geist. Die sollen getröstet werden mit dem Himmelreich. Ihnen gehört es.

Wir tragen Leid, weil wir beleidigt sind. Möchten wir doch anfangen Leid zu tragen darüber, daß wir so kleinlich sind, daß uns so etwas zu Herzen geht, daß wir so wenig haben von dem Geist, der übersehen, der vergeben kann, wie Christus, wie Gott übersieht und vergiebt.

Wir trauern über einen teuern Toten. Möchten wir trauern darüber, daß wir so mißtrauisch wurden, daß wir so arm sind

am Geist des starken Vertrauens, mit dem Christus auf den Vater vertraute am Kreuz, mit dem der Vater uns noch Vertrauen schenkt, die wir so mißtrauisch gegen ihn sind.

Wir bekümmern uns so schwer über unsre Verluste. Daß wir uns doch bekümmerten darum, daß wir so am Aeußern hängen, daß wir so arm sind an dem Geist, der auch in der Not freudig bleibt, der den Kopf nicht verliert, der mit neuer Frische von neuem anfängt, wo ihm das Alte mißlang, denn er hofft auf den reichen Vater, — daß wir so arm sind an dem Geist, der Christi Mut aufrecht hielt in allen Enttäuschungen, der Gottes Liebe wachhält bei allen Verlusten, die wir ihm zufügen.

Selig sind, die Leid darüber tragen, daß sie arm sind am Geiste Christi, der Gottes Geist ist. Sie sollen getröstet werden, denn ihrer ist das Reich der Himmel, das Reich des Geistes.

Ist die Beschreibung aus?

Aber ich habe von einem gelesen, der Leid trug um das verlorne Gottesreich, die verlorne Kraft des Geistes: der ging hin und erhenkte sich. Bs

Der Wert der Religion

In einem Aufsatze des vorigen Jahrgangs*) wurde davor gewarnt, Wesen, Wert und Ursprung der Religion zu verwechseln, aber es wird doch auch zugegeben, daß diese drei Fragen eng zusammengehören. Und für die Praxis, nämlich zu dem Zwecke, klare Glaubensüberzeugung zu wecken, scheint es richtiger zu sein, zunächst den Wert der Religion klarzustellen, den Zweck, den sie verfolgt, den Nutzen, den sie gewährt, oder den Dienst, den sie den Menschen leistet, aufzuweisen. Dabei wird sich dann zugleich ergeben, was als das Wesen der Religion anzusehen ist, welches ihr Ursprung ist, und auch inwiefern sie den Anspruch erheben kann, als Wahrheit anerkannt zu werden.

Vergegenwärtigen wir uns die untersten Stufen der Religion und fragen wir, welchen Wert dort die Religion für die Menschen hat, welche Ziele sie durch ihre Götterverehrung oder ihren Kultus zu erreichen beabsichtigen oder hoffen, so ist es zweifellos, daß die Menschen die Wesen oder die Erscheinungen und Teile der Natur, unter deren Einflusse sie stehen, und von denen sie sich abhängig fühlen, zu ihrem Gott machen und göttlich verehren, und zwar offenbar zu dem bewußten oder unbewußten Zwecke, um diese Mächte dadurch für sich günstig zu stimmen, daß sie ihnen keinen Schaden thun, sondern vielmehr ihnen nützen. So verehrten die Aegypter das gefährliche Krokodil, so beten die Heiden das für das Leben und Schaffen der Menschen wichtigste Gestirn, die Sonne, an. Durch ihre Gottesverehrung also wollen sie von den schädlichen Wirkungen der Naturkräfte oder der sie umgebenden Welt frei werden, wollen Einfluß auf sie gewinnen und sie beherrschen, damit sie ihnen nützlich sind. Das ist der Dienst, den die Religion ihnen leisten soll. Zu dem Zwecke bringen sie der Gottheit ihre Gebete und Opfer dar, indem sie sich einbilden, daß die göttlichen Wesen, in denen sie die Erscheinungen der Natur personifiziren, solche Darbringungen als eine Annehmlichkeit empfinden, um deretwillen sie der Billigkeit entsprechend geneigt werden, den sie verehrenden Menschen einen Gegendienst zu erweisen.

So verhält es sich auf der Stufe der Naturreligion, wo Teile der Natur zu Gottheiten gemacht werden, und wo die Gottesverehrung in der Darbringung von Gebeten und Opfergaben besteht.

Ein gewaltiger Fortschritt in der Entwicklung der Religion findet da statt, wo sie anfängt, geistige und sittliche Religion zu werden. Hier tritt die Vorstellung auf, daß die Gottheit, wenn sie auch noch als mehr oder weniger eng mit der Natur verbunden gedacht wird, doch zugleich ein geistiges und ein heiliges oder sittliches Wesen ist, das den Menschen sittliche Gebote gegeben hat, das an dem sittlichen Leben der Menschen Freude hat und auch um solches Lebens willen ihnen günstig gesinnt wird.

*) Nr. 41: Das Wesen der Religion.

Der Dienst, den man auf dieser Stufe der Gottheit leis[…] besteht außer der Anbetung teils noch in Opfergaben und [...] der Beobachtung von Zeremonien, teils aber auch in dem [...]lichen Thun, in dem Gehorsam gegen die sittlichen Vorschrift[…] von denen man glaubt, daß sie von der Gottheit gegeben [...] oder in der Erfüllung dessen, was der Mensch selber als [...] und gut und darum als göttlichen Willen erkennt. Und [...] Erfolg, den man von diesem Gottesdienst erhofft, der Nu[...] den er leisten soll, ist auch hier, daß die Gottheit dem Mensch[...] geneigt wird, daß sie ihn vor Schaden schützt und ihm alle[...] Annehmlichkeiten, Errettung aus Gefahr, Triumph über Fein[...] glückliches und langes Leben, Frieden und Gedeihen für [...] Volk gewährt.

Manche religiöse Vorstellungen geistiger und sittlicher [...] finden sich schon auf heidnischem Boden. Abgesehen aber dav[...] ist dies die Stufe des Judentums. Freilich gehen einzel[...] Worte des Alten Testaments darüber hinaus, wie z. B. [...] Spruch im 73. Psalm: Herr, wenn ich nur Dich habe, fr[...] ich nichts nach Himmel und Erde. Aber es ist doch bekan[...] daß trotz aller Betonung der Einheit Gottes in der jüdisch[...] Religion jedenfalls im alten Israel die Vorstellung von G[...] die eines Volksgottes, also noch nicht eines über die gan[...] Welt erhabnen, rein geistigen und sittlichen Gottes war. U[...] damit hängt zusammen, daß es diese Religion aus sich selb[...] nur zum Glauben an die Unsterblichkeit des jüdischen Volk[...] als Ganzen, aber nicht an die persönliche Unsterblichkeit d[...] einzelnen Menschen hat bringen können, die ja noch zur Z[...] Christi einen Gegenstand des Streites unter verschiednen Sekt[...] dieser Religion bildete.

Und noch heute ist es dort — wenn auch die Opfer n[...] der Zerstörung des Tempels aufgehört haben — teils Zer[...]moniendienst, teils sittliches Thun, womit man Gott dient, [...] bei es erklärlicherweise leicht geschieht, wie es bei den Pha[...]säern der Fall war, daß bei dieser Nebeneinanderstellung d[...] „Schwerere im Gesetz," das Sittliche, durch das Zeremonie[...] überwogen, überwuchert und mehr und mehr verdrängt wi[...] Daß aber als Erfolg und Nutzen der Gottesverehrung u[...] des Gottesdienstes nach ursprünglicher und echter jüdischer A[...]schauung wesentlich der Gegendienst Gottes in äußerer Hil[...]leistung, Gewährung von Glück und Wohlergehen für die Einze[...]nen und für das Volk angesehen wird, das tritt aufs deutlich[...] in jener Verheißung zu Tage: auf daß dirs wohlgehe und du lan[...] lebest in dem Lande, das dir der Herr, dein Gott, giebt.

Ganz ähnlich stellen sich nun manche die christliche Religi[...] vor. Nur vielleicht mit einem Unterschiede, daß man nämli[...] wohl eingesehen habe, wie sehr unsicher doch die Verheißun[...] äußern Glückes als Lohn für die Gottesverehrer sei, und d[...] man deshalb deren Erfüllung auf das Jenseits übertrag[...] habe, eine Vertröstung, die den Vorteil biete, daß ihre Wah[...]heit, solange wir im Diesseits leben, unkontrollirbar sei. [...] ist ja höchst auffallend, wie wenig in der Gegenwart der Unte[...]schied zwischen der jüdischen und der christlichen Religion [...]kannt und beachtet wird, sodaß es möglich ist, daß eine Anza[...] jüdischer Rabbiner sich in öffentlicher Erklärung in dem Sin[...] äußern konnte, als ob in der That kein wesentlicher Unterschi[...] zwischen diesen beiden Arten der Religion vorhanden sei. [...] diesem Mangel ist auf christlicher Seite ohne Frage vornehmli[...] die falsche Inspirationstheorie schuld, nach der jedes Wort d[...] Bibel wie im Neuen, ebenso auch im Alten Testamente ew[...]giltige göttliche Offenbarung sein soll, sodaß, „wer auch n[...] einen Unterschied von Wichtigerem und Unwichtigerem in d[...] Bibel annimmt, an dem Fundamente der Kirche rüttelt."

In Wirklichkeit ist das Christentum eine ganz andre, ne[...] Stufe der Religion, nämlich die rein geistige und rein sittli[...] und darum die höchste und vollkommne Religion. Auf d[...] scharfen Gegensatz zwischen beiden sollte schon der Unterschi[...] hinweisen, der wahrlich nicht zufällig ist, daß bei den Jud[...] Gott der Gerechte heißt, während wir Christen von dem lieb[...] Gott sprechen. Indem das Christentum die Liebe als d[...] Wesen Gottes verkündigt und ihn nicht bloß als den G[...] eines auserwählten Volkes, sondern als den Vater aller Mensche[...] alles dessen, was Kinder heißt im Himmel und auf Erde[...]

...nt, ist hier erst völlig der Begriff Gottes als des Einen, die ...e Welt beherrschenden, geistigen und sittlichen Wesens erreicht. ... das Christentum beseitigt grundsätzlich alle Opfergaben und ... Zeremoniendienst und lehrt den vernünftigen Gottesdienst, ...in man sich selber im Gehorsam gegen die sittlichen Gebote ... insbesondre gegen das das ganze Gesetz umfassende Gebot ... Liebe Gotte zum Opfer bringt, also den rein geistigen und ...chen Gottesdienst. Und dem entspricht nun auch das, was ... christliche Religion den Menschen verheißt.

Die Verheißung des Christentums ist nicht äußeres Glück. ...hl hat Jesus vom Lohne gesprochen und dem, der um ...etwillen etwas darangiebt, hundertfältigen Ersatz zugesichert. ...r es ist bekanntlich ein Mißverständnis, diese Worte in ...ntlichem Sinne zu nehmen. Der christliche Glaube ist nicht ... Anweisung, wie man am sichersten zu Reichtum und Wohl...hen gelangen könne.

Ebenso ist es ein Irrtum und eine falsche Auffassung zu ...nen, daß sich die Verheißung des Christentums wesentlich ...z auf das jenseitige Leben bezöge. Wenn Jesus denen, die ... Joch auf sich nehmen, Ruhe und Erquickung für ihre Seelen ... bestimmte Aussicht stellt, so meint er das offenbar für das ...enwärtige Leben. Und auch da, wo er den Seinen das ewige ...en zusagt, versteht er darunter unverkennbar einen Besitz, ... jedenfalls in seinem Anfange schon hier vorhanden ist, ...n er spricht: Wer an mich glaubt, — nicht: der wird nach ... Tode das ewige Leben empfangen, sondern: der ist vom ...de zum Leben hindurchgedrungen und hat das ewige Leben. ...ht äußere, sondern allein innere Güter sind es, auf die nach ... Lehre des christlichen Glaubens, wer nach seiner Anweisung ...tte dient, mit Bestimmtheit rechnen kann: eine innere blei...nde Freudigkeit, Freude in dem Herrn allewege, Stille der ...ele trotz äußern Stürmen, die köstliche Freiheit der Kinder ...ttes, das Gefühl voller innerer Befriedigung, der Friede des ...rzens, der höher ist denn alle Vernunft; und diese innern ...iter sollen sich dann im Jenseits zur Seligkeit vollenden.

Und die dabei herrschende und mit dieser Anschauung ge...ne Vorstellung ist nicht die, daß Gott diese Güter seinen ...uen Dienern als eine Art Entgelt und Gegenleistung kraft ...es besondern Entschlusses und durch eine außerordentliche ...nderbare Wirkung verleihe, sondern wer nach der Anweisung ...s christlichen Glaubens Gott dient, der hat sie damit gleichsam ...n selber. Der christliche Gottesdienst trägt seinen Lohn in ...h. Daß aber dem wirklich so ist, daß die christliche Religion ...se ihre Verheißung erfüllt, das lehrt die Erfahrung, und daß ... so sein muß, das läßt sich leicht erkennen. Denn die Er...bung der Seele zu dem überweltlichen Gott, das Vertrauen ...f Gottes Gnade und Liebe, daß man trotz seiner Sünde doch ...nen Wert in Gottes Augen hat, doch sein Kind ist und in ...lem von Gottes Vaterhand geführt wird, und das Leben im ...ehorsam gegen die dem Gewissen entsprechenden Gebote, in ...elbstüberwindung, in — wo es nötig wird — freudig ge...bter Entsagung und in der Gesinnung der beseligenden selbst...sen Liebe, das muß das menschliche Herz in allen Lagen des ...ebens friedevoll machen.

Dazu kommt dann freilich noch die auch bei den Christen ...orhandne und in einem gewissen Grade berechtigte Hoffnung ...uf äußern Segen. Ein Christ hat das Vertrauen, daß der ...ebendige und persönliche Gott geben kann über Bitten und ...Verstehen, aber er weiß auch, daß er seiner Bitte um irdische ...Dinge immer die Selbstbescheidung hinzuzufügen hat: Nicht ...mein, sondern Dein Wille geschehe. Und auch die Verleihung ...dieses Segens haben wir uns nicht sowohl als eine besondre ...Gegenleistung Gottes vorzustellen, als vielmehr so, daß das dem ...christlichen Glauben gemäße Leben auch das mit der sittlichen ...Weltordnung Gottes übereinstimmende ist und wegen dieses ...Zusammenhanges schließlich auch mit äußerm Segen gekrönt ...sein muß. Unbedingt ist aber daran festzuhalten, daß Jesus ...geboten hat, immer am ersten nach dem Reiche Gottes und ...nach der Gerechtigkeit Gottes zu trachten, und alles andre nur ...als etwas Zufallendes ansehen lehrt, und daß das Christentum ...gerade auf der Bereitschaft zum Verzicht auf alle äußern Güter und auf der Schätzung der innern Güter als der allein wahrhaft wertvollen beruht.

Ueberblicken wir diese Darlegungen, so tritt das Ergebnis zu Tage. Was auf allen Stufen der Religion erstrebt wird, und zwar sonst vergeblich erstrebt wird, das giebt die christliche Religion, aber sie giebt es auf besondre, vorher unbekannte Weise.

Das Streben geht bei allen Arten der Religion darauf hin, durch die Gottesverehrung und den Gottesdienst von der Welt, von der sich der Mensch mannigfach abhängig fühlt, frei zu werden und sie zu beherrschen.

Die unterchristlichen Religionen führen nicht zum Ziele, und können es deshalb nicht, weil sie die äußere Freiheit von den aus der Welt für die Menschen entstehenden Leiden und vollkommnes äußeres Glück in dem ungestörten Genusse irdischer Güter suchen. Die Erreichung dieses Zieles ist dem Menschen auf der Erde nicht gegeben. Wohl kann und soll die fortgesetzte Arbeit der Kultur und die gegenseitige liebevolle Hilfeleistung mehr und mehr die Leiden der Menschheit lindern und den Besitz äußerer Güter sichern. Aber Tod, Krankheit und Uebel allerlei Art werden in diesem Leben niemals aufhören, und die Leiden sind für die Erziehung der Menschen notwendig. Was aber äußerlich nicht erreicht werden kann, das kann dem Menschen innerlich zu teil werden. Es giebt eine innere Freiheit von der Welt, eine innere Beherrschung derselben in der geistigen Selbständigkeit gegenüber der ganzen Welt, die die von äußern Einwirkungen unabhängige Freude und den vollen Frieden des Herzens in sich einschließt. Dieses hohe Gut kann der Mensch auf keine andre Weise, durch keine Wissenschaft und keine Kunst erlangen, aber der religiöse Glaube, und zwar der christliche Glaube, der Glaube an die Gotteskindschaft und das Leben in der zu Selbstüberwindung und Entsagung bereiten Gesinnung der Liebe gewährt es. Die geistige Selbständigkeit aber, diese innere Freiheit von der Welt, die wir in uns fühlen und erleben, trägt die doppelte Gewähr in sich, daß die menschliche Seele trotz allem die Kraft eines von dem Körper unabhängigen, selbständigen Lebens besitzt und die Auflösung des Leibes überdauern wird, und daß, was hier beginnt, sich dann, wenn die weltlichen Hemmungen für uns hinweggefallen sein werden, wenn die Sünde aufgehört hat, und wenn wir zu ungestörter Gemeinschaft mit Gott erhoben sein werden, zur vollen Seligkeit vollenden wird.

Das ist der Wert, den die Religion für den Menschen hat, das der Dienst, den sie leisten will, und den die vollkommne Religion, das Christentum, in der That leistet.

Von hier aus ergiebt sich die Antwort auf die Frage nach der Entstehung der Religion. Der Trieb zur Religion ruht in jedem Menschen. Es ist das Gefühl des Menschen, daß er mehr ist als die toten und unvernünftigen Geschöpfe, daß er zu einem von den äußern Einwirkungen unabhängigen Leben bestimmt und ein geistiges Wesen ist; es ist mit einem Worte das Gewissen, denn das ist im Grunde nichts andres als das Gefühl, das der Mensch von seiner Bestimmung als eines geistigen Wesens hat. Dieser Trieb treibt die Menschen zu allerlei religiösen Phantasiegebilden. Er kommt zum Ziele nur durch die geoffenbarte Religion, und zwar durch das Christentum. In der Person Jesu, der als der eingeborne Sohn Gottes in vollkommner Sündlosigkeit, Entsagungsbereitschaft und Liebe und in völliger Gemeinschaft mit Gott lebte, war das Leben, zu dem es die Menschen hintreibt, ursprünglich und ganz vorhanden, und von ihm aus verbreitet es sich, wo das Evangelium von der Gotteskindschaft und der Liebe verkündigt wird.

Nach dem Vorhergehenden läßt sich auch leicht das Wesen der Religion erkennen als das Leben in der Gemeinschaft mit Gott und damit zugleich in der Freiheit von der Welt, wie es auf den untern Stufen der Religion erstrebt und in der christlichen Religion, soweit und in der Weise, wie es im Erdenleben möglich ist, völlig aber erst im Jenseits erreicht wird.

Und hier zeigt sich endlich auch der eigentliche Beweis für die Wahrheit des christlichen Glaubens. Er liegt darin, daß die Probe davon, ob seine Verheißungen sich erfüllen oder nicht, ob er wirklich das giebt, was er geben will und soll, doch auch

schon in dem gegenwärtigen Leben gemacht werden kann; es ist das Innewerden, von dem Jesus sagt, daß es dem zu teil werden soll, der den Willen des Vaters thun will; es ist die auf Erfahrung gegründete Gewißheit, in der Petrus bekennt: Herr, wohin sollen wir gehen, du hast Worte des ewigen Lebens.

G Rost

Die „Sprache Kanaans"

Keine Untersuchung über semitische Dialekte

Uebersicht: 1. Wesen und Geschichte der Sprache Kanaans; 2. Ihr Unrecht; 3. Ihr Recht

Zuweilen blättre ich in einer müßigen Stunde in einem frühern Jahrgange der Christlichen Welt. Da fand ich vor einiger Zeit in der Besprechung eines Andachtbuches von Büttner durch Professor D. Loofs im Jahrgang I, S. 463 f., die Mahnung, die moderne Orthodoxie solle sich „vor den Abgeschmacktheiten der erst durch den Pietismus eingeführten »Sprache Kanaans« völlig hüten." Daß hierin ein Tadel ausgesprochen sein sollte, war mir ja von vornherein klar. Aber wenn ich mich fragte, was ist denn eigentlich diese „Sprache Kanaans," und warum ist es eines Tadels wert, wenn man sie redet, so suchte ich vergeblich nach einer präzisen Antwort, und ich glaube, viele Leser der Christlichen Welt würden sie mir auch schuldig bleiben.

Bald darauf tauchte mir die „Sprache Kanaans" zum zweitenmale auf. Ein befreundeter Geistlicher erzählte mir, was er kurz vorher erlebt hatte. Er hatte vor Jahren, als er noch Student in Berlin war, im Hause eines reichen, aber religiös indifferenten Herrn Stunde gegeben und war dem Hausherrn nahe getreten. Unterdessen war nun aus dem Studenten ein Pastor und aus dem reichen Herrn ein alter Mann geworden. Da sahen sich beide zufällig wieder. Der Herr erzählte von alle dem, was er sich erworben, und was er sich leisten könnte. Der Pastor fühlte ihm dabei doch die innere Unbehaglichkeit ab und fragte ihn: „Sind Sie denn nun wirklich glücklich?" — „Was wollen Sie? rief jener, ich habe ja alles, was ich wünsche. Freilich so glücklich kann man im Alter nicht mehr sein wie in der Jugend." So geriet das Gespräch auf ein ernsteres Gebiet, und der reiche Mann offenbarte die ganze ungestillte Sehnsucht seines innern Lebens. Die einzige Leidenschaft, die er dauernd gehabt hatte, die, Geld zu verdienen, war ausgebrannt, nun war sein ganzes Herz öde und leer. Mein Freund, der mir das erzählte, schloß bewegten Herzens mit der Frage: „Meinen Sie, daß der Mann noch einmal die »Sprache Kanaans« verstehen lernt? Es schien mir, als ob er trotz seiner innern Unbefriedigung für religiöse Gedanken gar kein Organ mehr habe."

Da war also wieder die „Sprache Kanaans." Diesmal aber wurde ihr Verständnis gerade als notwendig hingestellt, um zum innern Frieden zu kommen. Wie reimt sich das zusammen: einmal ist das Verständnis der „Sprache Kanaans" für einen Christen notwendig, dann bringt es wieder einen Tadel, sie zu reden? Was ist die Sprache Kanaans, und welche Berechtigung hat sie im Christenleben?

1. Wesen und Geschichte der Sprache Kanaans

Das Wesen eines Dinges lernt man aus seiner Entstehung begreifen. So führt uns die Frage nach dem Wesen der Sprache Kanaans zugleich auf die Frage nach ihrer Entstehung. Zu deren Beantwortung hat uns aber Professor Loofs schon den rechten Weg gewiesen. Die Sprache Kanaans hängt irgendwie mit dem Pietismus zusammen. Hat sie vielleicht nur darum noch heute eine so große Bedeutung, weil die Nachwirkungen des Pietismus noch eine Lebensmacht in den gegenwärtigen kirchlichen Verhältnissen sind?

Am leichtesten ist die Frage beantwortet, woher der Ausdruck stammt. Jesaia 19, 18 heißt es: „Zu der Zeit werden fünf Städte in Aegyptenland reden nach der Sprache Kanaans." Lassen wir die eigentliche Bedeutung der Stelle auf sich beruhen; uns geht hier nur ihre geläufige erbauliche Auslegung etwas an, und die sagt kurz und bündig: Kanaan ist das gelobte Land des Volkes Gottes; nach der Sprache Kanaan reden heißt

also „sich zum wahren Gotte bekennen und durch seine Wor[t] als einen zum Volke Gottes Gehörenden zu erkennen geben." So wird also die Sprache Kanaans kurzweg zu einem Kenn[-]zeichen der Bekehrung. Der dahinführende Gedankengang i[st] sehr einfach. Die Christen sind Gottes Volk, ein jedes Volk h[at] seine besondre Sprache, folglich muß das Volk Gottes auch sein[e] besondre Sprache haben. Dagegen läßt sich scheinbar gar nicht[s] einwenden. Leider hat man aber bei dieser Beweisführung ve[r]gessen, daß, wenn man vom Volke Gottes redet, dies in ge[-]wissem Sinne eine Uebertragung ist; darum kann man hierau[s] allein noch nicht folgern, die Christen müßten sich nun auch i[m] eigentlichen Sinne der Redensart besondrer Wörter und Rede[-]wendungen bedienen. Aber das gerade hat man gethan. „Na[ch] der Sprache Kanaans reden" heißt: im religiösen Leben un[d] in seinen einzelnen Aeußerungen, besonders in der religiösen Er[-]bauung, in der Predigt und im Gebet einen ganz bestimmt um[-]grenzten, diesem Gebiete eigentümlichen Schatz von Wörtern[,] Bildern und Redewendungen gebrauchen. Hiermit ist meisten[s] die Anschauung verbunden, daß nur dann das innere Lebe[n] wirklich gesund sei, wenn zu dessen Beschreibung eben die[se] Sprache angewandt wird, daß nur der ein Christ sei, der d[ie] Sprache Kanaans redet.

Diese letzten Bemerkungen weisen schon auf den Zusammen[-]hang der Sprache Kanaans mit dem Pietismus hin. Freilic[h] muß man hier den Pietismus in dem weitern Sinne fassen[,] wie es z. B. Ritschl in seiner Geschichte des Pietismus thu[t.] Denn die Anfänge der Sprache Kanaans liegen auf dem Gebiet[e] des niederländisch-kalvinistischen Puritanismus, fallen also i[n] die Zeit vor Spener und Francke. Vielleicht darf man soga[r] sagen, daß sich bei den mittelalterlichen Vorläufern der pieti[-]stischen Art von Frömmigkeit, den Mystikern seit den Tagen des heiligen Bernhard viel der Sprache Kanaans Verwandtes finde[t.] Einen ihrer wesentlichen Züge hat der Pietismus jedenfalls mi[t] dem heiligen Bernhard gemeinsam: die Vorliebe für die bildlich[e] Redeweise des Hohenliedes in ihrer Ausdeutung auf das Ver[-]hältnis der einzelnen gläubigen Seele zum Heiland. Wahrschein[-]lich verdankt nämlich jenes echt orientalische Liebeslied, das sic[h] in unsrer Bibel als das Hohelied Salomonis findet, schon sein[e] Aufnahme unter die heiligen Schriften des Volkes Israel seine[r] allegorischen Auslegung. In der christlichen Kirche war dies[e] von jeher herrschend. Aber es ist doch noch ein großer Unter[-]schied, ob man jene teilweise recht sinnlich gefärbte Wechsel[-]rede zwischen dem Liebhaber und der Geliebten auf Christus und die Gemeinde oder auf Christus und die einzelne Seel[e] ausdeutet. Schon das erstere kann zu manchen Sonderbarkeiten führen, wenn man die einzelnen Züge des Bildes zu unmittelba[r] überträgt. Aber schon lange vor den Zeiten des Pietismus war es auch in der lutherischen Kirche wieder Sitte geworden[,] das Hohelied auf das Verhältnis Christi zur einzelnen Seel[e] zu beziehen. Das tritt uns noch heute in den aus jener Zei[t] stammenden Kirchenliedern entgegen, die sich teilweise noch i[n] unsern Gesangbüchern finden. So heißt es z. B. in dem schöner[n] Liede Philipp Nicolais „Wie schön leuchtet der Morgenstern" in Anlehnung an die Sprache des Hohenliedes:

> Nach Dir — Ist mir — Makellose —
> Himmelsrose — Krank im Herzen
> Von der Liebe selgen Schmerzen.

Luther hätte schwerlich so gesagt, aber seine Kirche nahm daran keinen Anstoß.

Noch bekannter ist vielleicht das allerdings einer spätern Zeit angehörige Lied Benjamin Schmolckes: „Der beste Freund in dem Himmel." Dort heißt Jesus:

> Mein Freund, der mir sein Herze giebet,
> Mein Freund, der mein ist und ich sein,
> Mein Freund, der mich beständig liebet,
> Mein Freund bis in das Grab hinein.

Die Bezeichnung Jesu als des Seelenfreundes stammt aber aus dem Hohenliede. Noch näher an seine Sprache lehnt sich folgender Vers an:

> Du bist mein holder Bräutigam,
> Ich will Dich stets umfassen.

(Mein Herzens Jesu, meine Lust, V. 12)

er das Lied:

> O wie selig sind die Seelen,
> Die mit Jesu sich vermählen.

zweilen sind es einzelne Verse:

> Zeuch mich ganz in Dich,
> Daß vor Liebe ich
> Ganz zerrinne und zerschmelze
> Und auf Dich mein Elend wälze.
> (Wer ist wohl wie Du, V. 7)

zweilen ist es der Grundgedanke ganzer Lieder, z. B.:

> Wo ist Jesus, mein Verlangen,
> Mein Geliebter und mein Freund?
> Ach, wo ist er hingegangen,
> Wo mag er zu finden sein?
>
> Ach, ich ruf voll Pein und Schmerzen:
> Wo ist denn mein Jesus hin?
> Keine Ruh in meinem Herzen,
> So lang, bis ich bei ihm bin!
>
> Ach, wer giebt mir Taubenflügel,
> Daß ich kann zu jeder Frist
> Fliegen über Berg und Hügel,
> Suchen, wo mein Jesus ist?

Diese Gedanken und Bilder stammen ganz aus dem Hohenliede 5, 17), vielleicht sogar einschließlich der Taubenflügel (2, 14, ber auch Psalm 55, 7). Wohin das aber führen kann, zeigt in andres Lied, das sich auch noch zuweilen in jetzt gebräuchchen Gesangbüchern*) findet:

> Liebster Jesu, denkst Du nicht
> An die teure Liebespflicht,
> Da Du Dich mit tausend Wunden
> Meiner Seele hast verbunden?
>
> Ich verschmachte vor Begier,
> Die mein Herze hat nach Dir,
> Ich vergehe vor Verlangen,
> Dich zu sehn und zu umfangen.
>
> Denke doch, o Gottes Lamm,
> Daß Du bist mein Bräutigam,
> Denke, daß Dirs will gebühren,
> Deine Braut zur Ruh zu führen.

Hier ist jeder einzelne Zug jener sinnlichen Liebesbeschreibung unmittelbar auf das religiöse Verhältnis übertragen.

Wie erklärt sich nun diese Erscheinung? Teilweise aus dem ästhetischen Geschmack jener Zeit. Denn die geistliche Liederdichtung ist doch nur ein Ausschnitt aus der gleichzeitigen Kunstpoesie. Deshalb ist es ganz natürlich, daß auch deren Auswüchse ihren Weg zu den geistlichen Liedern fanden. Galt es in der weltlichen Lyrik für schön, mit möglichst viel mythologischem oder fremdländischem Beiwerk zu prunken oder geistreiche Beiworte zu ersinnen, so wollte auch die geistliche Poesie ihren besondern Sprachschatz haben. Vor allen Dingen das Alte Testament bot hier unerschöpflichen Vorrat; aber auch die Natur- und Weltgeschichte, ja sogar die Mythologie und Astronomie mußten herhalten. Z. B. wird in dem einen schon obengenannten „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ Christus u. a. genannt: wunderschöner Bräutigam, makellose Himmelsrose, Morgenstern, Wurzel Jesse, König, Perle, Krone, reine Blume, himmlisch Manna u. s. w. Diese Bilder sind wenigstens noch geschmackvoll und verständlich, aber darin unterscheiden sie sich zu ihrem Vorteil von vielen andern; in der Regel empfinden wir das, was damals modern war, als Geschmacklosigkeit. Christus seinen „allerheiligsten Pelikan“ zu nennen, wie in einem mir vorliegenden Gebete, bringt heutzutage niemand mehr fertig.

Doch reicht die Hinweisung auf den Geschmack der Zeit allein nicht aus, diese Erscheinung zu erklären. Daß man aus dem Alten Testament besonders Bilder des Hohenliedes wählte, war in einer leisen Wendung der echt reformatorischen Frömmigkeit begründet, deren sich die orthodoxe Theologie selbst nicht bewußt wurde. Es ist nun ganz selbstverständlich, daß diese Erscheinung nicht auf das geistliche Lied beschränkt blieb, es gehörte sozusagen zum Handwerkszeuge der geistlichen Beredsamkeit, alle möglichen und unmöglichen alttestamentlichen Stellen und Bilder, Vorgänge und Namen auf Christus und die Kirche auszudeuten. Oft sind diese Beziehungen sinnreich, zuweilen reine Spielereien. Wer aber die Gesetze geistigen Schaffens ein wenig beobachtet hat, weiß, daß diese Sitte zur Sucht, immer neue Bilder zu gebrauchen, führen mußte. Wer sucht, findet, das gilt auch hier. Die Sprache nutzt im täglichen Gebrauche die Worte ab, wie die Münzen abgenutzt werden; das Gepräge der Worte verliert an der gewünschten Schärfe, die sinnliche Färbung verliert sich, das Bild wird zum Begriff. Will man etwas Besondres sagen, muß man immer wieder nach Neuem greifen. Wer sich dabei nicht in Zucht hält, gerät leicht vom Besondern zum Sonderbaren: die Voraussetzung für die „Sprache Kanaans“ ist gegeben.

*) Z. B. in dem in der Mark Brandenburg sehr verbreiteten Porstschen.

Diese erbauliche Sprachmengerei wurde nun freilich meist durch die geschichtliche Anschauung des Heilands selbst und das gläubige Zeugnis von ihm unschädlich gemacht, das durch die Schablone keineswegs erdrückt wurde; ihre Berechtigung, ja ihre scheinbare Notwendigkeit beruhte zudem für die damalige Zeit auf andern Gründen. Die Kirche der Reformation war wesentlich Bibelkirche. Das ist ihre Kraft, aber auch ihre Gefahr. Da in ihr das Wort alles ist, wird eine falsche Anschauung von der heiligen Schrift unmittelbar praktisch schädlich. Nun lehrte die Schultheologie, an der heiligen Schrift die Form als wesentlich, als göttlich anzusehen. Die lebendige Auffassung vom Worte Gottes, die Luther besaß, war längst abhanden gekommen. Ist die Form am Worte Gottes wesentlich, so muß auch seine Heilswirksamkeit wenigstens in etwas an die äußere Form gebunden sein, es kann nur die Predigt erfolgreich sein, die genau in der Sprache der Bibel redet. Wenn man aber nun, wie es in der reformirten Kirche häufiger war, sich besonders mit dem Alten Testamente beschäftigte (scheinbar bietet ja das Alte Testament viel mehr Stoff), dann nahm auch die religiöse Sprache alttestamentliche Färbung an. Das schadete damals insofern weniger, weil eine geschichtliche Auffassung des Alten Testaments fast unbekannt war: auch hier fand man ja den ganzen Glauben, den ganzen Christus. Aber man kann diese Schlußfolgerungen auch einmal in umgekehrter Reihenfolge vornehmen: Das rechte Wort Gottes wirkt den rechten Glauben — zum rechten Worte Gottes gehört auch die rechte Form, darum muß der rechte Glaube auch die Spuren der äußern Form des Wortes Gottes in sich tragen — nur der Glaube ist heilsgewiß, dessen Verlauf sich genau in der Sprache der Bibel beschreiben läßt, der selber ganz in dieser Sprache redet. Wohlgemerkt, ich sage nicht: der dem Inhalt der Bibel entspricht, denn das ist für jeden evangelischen Glauben selbstverständlich, sondern der auch ihre äußere Form an sich trägt. Das ist die praktische Folge, die sich aus dem starren Inspirationsglauben ergiebt, und damit ist wieder eine Voraussetzung der Sprache Kanaans gegeben.

Es ist nun eine seltsame Erscheinung, wie dieselbe Theologie, die das Inspirationsdogma auf das äußerste spannte, praktisch gar nicht so sehr bestrebt war, sich den wirklichen Inhalt der Bibel anzueignen. Darum redete sie eigentlich noch nicht in der Sprache Kanaans. Sie setzte an die Stelle der biblischen Lehre die Sprache ihres Systems, das nur teilweise und scheinbar der Bibel entnommen ist, in der Wirklichkeit aber in einem ganz andern Rüstzeuge einhergeht. Das wurde in der pietistischen Periode anders; gegen das theologische System wurde man gleichgiltiger, im Worte wollte man leben. Dabei war das Inspirationsdogma zunächst noch ungebrochen. Es wird deshalb zum wesentlichen Merkmal des Glaubens, daß er sich in möglichst zahlreichen biblischen Ausdrücken bewegt, daß er die Sprache Kanaans redet. Der Pietismus ist aber eine exklusive, eine aristokratische Frömmigkeit. Mit steter Betonung der Verderbtheit der übrigen Kirche, die hie und da zum offnen Bruch mit ihr führt, glaubt er an seinem Teile das kleine Häuflein der wahren Glieder am Leibe Christi darzustellen. Wenn er auch theoretisch meist daran festhält, daß die Sonderung zwischen Frommen und Weltkindern menschlichem Urteil verborgen ist, so scheidet er doch praktisch ganz bestimmt zwischen Weltchristen und Erweckten. Kein Merk-

mal ist zu solcher Scheidung aber geeigneter, als die Sprache Kanaans. Schon Wilhelm Teellink († 1629) stellt es deshalb als Grundsatz auf, daß jeder Wiedergeborne sich denen anschließen solle, die er als seinesgleichen an der Sprache Kanaans und an ihrer Absonderung von den Weltleuten erkennt. Darin liegt eine große Gefahr. Beurteilt man andre nach solchen äußern Kennzeichen, so wird man denselben Maßstab auch auf sich selbst anwenden. Man wird sich leicht schon für bekehrt halten, wenn man von seinem innern Leben in der Sprache Kanaans zu reden weiß. Es ist ferner ein großer Segen des Pietismus, daß er das Sündenbewußtsein geschärft, das Heiligungsstreben neu belebt hat. Ezechiel 16, 1 ff. gehört deshalb zu den Stoffen, die pietistische Schriftsteller mit Vorliebe auslegen, um an ihr die Erbärmlichkeit des Sündenelends zu schildern. Um die Art, wie das geschieht, anschaulich zu machen, mag folgende Stelle aus einem pietistischen Gebetbuche dienen:

Süßester Herr Jesu, ich bin nackt von Mutter Leibe gekommen, werde auch nackt wieder dahin fahren, und meine Schande würde ewig gewesen sein, so Du meinem Vater Adam und mich nicht gerufen und mit Fellen der reinen Schafe bedecket. Ja, Herr Jesu, Du selbst bist das theuerste Gottes Lamm, und kleidest Deine mit Deinem heiligen Blute erkaufte und erlöste Kinder, mit weißer Seide. Blutiger Mann von Edom, also hat Dir gefallen, die Blöße des ganzen menschlichen Geschlechtes zu verhüllen und eine Schmach mit der andern aufzuheben. So oft ich an Deinen Purpurmantel gedenke, den man meiner Blöße halben Dir angeleget, gedenke ich auch an das Kleid des Heils und den Rock der Gerechtigkeit, den ich damit erlanget; ich prange in diesem Kleide, wie eine Braut in dem Zierrath ihres Bräutigams, denn Du mein Blutbräutigam hast über meinen nackten Leib und Seele diesen Mantel werfen wollen u. s. w. [In derselben Art geht das Gebet noch vier Seiten weiter. Die diesem Buche beigegebnen Kupfer machen die Sache noch anschaulicher.]

Gerade diese Bilder gehören fortan neben denen des Hohenliedes zum gewöhnlichen Bestande der Sprache Kanaans. Allerdings tritt diese bei den Häuptern des Pietismus am allerwenigsten hervor. Dazu waren sie viel zu innerlich tief fromm. Sie waren sich darüber durchaus nicht im Unklaren, daß man dadurch noch nicht die richtige Stellung zur Sünde gewonnen hat, wenn man in möglichst verächtlichen scharfen Ausdrücken seine eigne Sündhaftigkeit und Erbärmlichkeit beklagt. Aber es ist nur natürlich, daß Geister dritten und vierten Ranges, die die innern Motive nicht ganz rein erfassen, welche einer großen Bewegung zu Grunde liegen, sich an die Aeußerlichkeiten halten. So kommt es, daß, während Spener von solchen Absonderlichkeiten fast ganz frei ist, diese bei andern mehr im Hintergrunde der Bewegung stehenden Leuten lustig emporwuchern.

Die ganze Erscheinung ist aber bald nicht mehr auf das religiöse Gebiet im engern Sinne beschränkt, sondern greift auf alle andern Lebensbeziehungen über. Es ist bekanntlich ein charakteristisches Zeichen des Pietismus, daß er in eine schiefe Stellung zu den Fragen des natürlichen Lebens hineingeraten ist. Ich meine hiermit nicht allein jene engherzige Auffassung der Lebensfreuden und des Lebensgenusses. Gewiß ist es einem gläubigen Gemüt Herzenssache, bei allen, auch den kleinsten Erscheinungen des täglichen Lebens unmittelbar die Verbindungsfäden bis zum Allerhöchsten, das wir im Glauben besitzen, anzuknüpfen, darin besteht gerade der Alltagswert des Glaubens; zwar ist es nicht notwendig, diese innere Beziehung auch überall mit zum Ausdruck zu bringen, und sicher lieblos, von dem, der das nicht thut, zu denken, daß er solche innern Beziehungen nicht kenne; aber trotzdem kann es einer besonders gearteten religiösen Individualität Bedürfnis sein, überall auch vom Höchsten zu reden. Und das gerade ist eine weitere Eigentümlichkeit, in der die Sprache Kanaans bis in die Gegenwart herüberragt: es ist ihr Bedürfnis, auch wenn sie von den Erscheinungen des alltäglichen Lebens redet, Gott mit im Munde zu führen.

Ich weiß wohl, die Pietistenfiguren in Marlittschen Gartenlaubenromanen, die allezeit Gottes Strafgerichte über die verstockten Sünder und die Süßigkeit der eignen besondern Gnadenführung hochmütig im Munde führen, deren Sittlichkeit sich später aber als höchst fadenscheinig erweist, sind Karikaturen; aber Karikaturen müssen etwas Wahres an sich tragen, um wirksam zu sein. Wenn man sogenannte „christliche Romane“

liest, findet man oft dieselben Redewendungen wieder, dasselbe übertrieben geistliche Wesen, und hier sind die „Bekehrten“ nicht als Karrikatur gemeint, sondern als Ideal.

In manchen christlichen Kreisen ist es allerdings Sitte, überall von Fügungen Gottes zu reden, man ist geschäftig, überall den Finger Gottes zu entdecken. Gewiß, das zu empfinden ist ein Stück des Glaubens selbst, und es kann diesem oder jenem auch innere Notwendigkeit sein, davon zu reden. Es ist freilich ein sehr gefährliches Gebiet, entscheiden zu wollen, welche Schicksalsfügung im Leben des lieben Nächsten man als Strafgericht des Herrn anzusehen habe. Vielleicht steckt auch noch ein Stückchen Unglaube mit darin, nur einzelne wunderbare Errettungen als besondre Gnade Gottes anzusehen, während Luther uns gelehrt hat, daß uns Gott „wider alle Fährlichkeit behütet.“ Selbst „besondre Gebetserhörungen“ können leicht etwas Gemachtes haben; würden wir ohne Unterlaß beten, so würde unser ganzes Leben eine große Gebetserhörung. Aber darf man deshalb nicht von Gebetserhörungen reden? Wenn es uns auch leicht gemacht erscheint, wie in gewissen Kreisen auch über das Natürliche und Natürlichste geredet wird, wie die Sprache Kanaans allein herrschend ist, wir müssen auch hier nicht nach der äußern Erscheinung, sondern nach dem innern Werte urteilen. Gewiß, es müssen nicht immer die Christen die gefördertsten sein, die am meisten von Erfahrungen reden, aber es kann doch auch Ausdruck eines kindlich frommen Gemütes sein, wenn man sagen hört: „Der Herr hat uns heute zu unsrer Landpartie schönes Wetter beschert.“ Wenn ein methodistischer Sendling zu rühmen weiß: „Der Herr bescherte mir überall gute Freunde, die für das Leibliche sorgten,“ so muß ich den Mann erst kennen, um darüber urteilen zu können, ob das gut oder böse geredet sei. Ebensowenig wie man nach dem betreffenden Worte des Herrn Archemoros aus seinen Gefühlen „einen Nudelteig machen darf,“ braucht ein jedes unsrer Worte gleich das Innerste unsers Herzens bloßzulegen, denn das hieße aus unserm Herzen eine Landstraße machen. Darum wollen wir den Pietisten nicht Unrecht thun, für die Besten und Edelsten unter ihnen war und ist es eine innere Notwendigkeit, so zu reden; wenn wir uns in sie hineinversetzen, wird uns ihr Wesen durchaus nicht gemacht erscheinen.

Das gilt z. B. von Gustav Knak (gest. 1878). Ich entnehme seiner Biographie von Wangemann, Berlin 1878, S. 47 folgenden Brief, der uns in das Herz eines der edelsten Pietisten unsers Jahrhunderts hineinschauen läßt. Wer Knak gekannt hat, oder nur ein wenig von der großartigen Geisteswirkung, die von ihm ausgegangen ist, gespürt hat, weiß, was Knak hier schreibt, hat er alles wirklich empfunden. Der Brief ist an seinen besten Freund gerichtet und beginnt:

Am 12. Juli 1833 frühmorgens nach dem Gebet und Lesen in der heiligen Schrift.

Jesus, Jesus, nichts als Jesus!

Falle mit mir armen, elenden Würmlein nieder aufs Angesicht, Du theurer Herzenskarl! ich weiß nicht, was ich vor Wehmut und tiefer Beschämung sagen soll; ich muß bitterlich weinen, daß mich der liebe Heiland so lieb hat, da ich doch so treulos und undankbar bin. Siebenundzwanzig Jahre hat er mich schnöden Knecht nun getragen, hat mich nicht verworfen, sondern sein gnadenvolles Jesusangesicht so freundlich über mir leuchten lassen, daß ich darauf schwören kann, Er will nicht, daß ich verloren werde, Er will mich selig machen. O, des treuen Jesusherzens, o, der wunderbaren Liebe, o, des namenlosen Erbarmens! Ach daß ich tausend Zungen hätte und einen tausendfachen Mund! Jesu, Jesu, nimm mich auf ewig hin, ganz, ungeteilt. Wärs etwa, daß mein Geist noch hinge an einem Faden dieser Welt und mein Verlangen auf was ginge, das Dir, o Bräutigam, nicht gefällt. O wäre dies, mein liebstes Leben, so bit ich Deine Liebsgewalt: zerreiße diesen Faden bald, mein Wille sei Dir übergeben, zerbrich, verbrenne und zermalme, was Dir, Herr Jesu, nicht gefällt. Ob mich die Welt an einem Halme, ob sie mich an der Kette hält — ist alles eins in Deinen Augen, da nur ein ganz befreiter Geist, der alles andre Schaden heißt, und nur die lautre Liebe taugen! — Herr Jesu, Dir leb ich, Herr Jesu, Dir sterb ich, Herr Jesu, Dein bin ich tot und lebendig; ach mache mich fromm und ewig selig! Amen. O nimm mein ganzes Herz hin, nimms, liebster Jesu, an, ich weiß doch, daß ich Dein bin, Du treuer Seelenmann! O Karl! liebes, liebes, theures Herz! hilf mir beten, daß ich ein wahres Kind Gottes werde und der gekreuzigten Liebe mit Freuden ewiglich diene. Jesus, Jesus, nichts als Jesus soll mein Wunsch sein und mein Ziel! jetzund mach ich ein Verbündnis, daß ich will, was Jesus will. Denn mein Herz, mit ihm erfüllt, rufet nun:

Herr wie Du willt! — Denke Dir, mein theures Herz! (ach wäre ich doch nur ein Viertelstündchen bei Dir, Du lieber, lieber, lieber Karl! —) Denke Dir, welch eine herrliche köstliche Losung der liebe Heiland mir heute schenkt: Er hat seinen Engeln befohlen über Dir, daß sie Dich behüten auf allen Deinen Wegen Psalm 91, 11. „Wir dankens dem Heiland und Seinem Versühnen, daß uns seine Engel so williglich dienen.“ Lied 1597, 1. u. s. w.

Wenn uns auch an diesem Briefe manches fremdartig anmutet, so können wir doch nicht leugnen, daß ihn ein großartiges religiöses Empfinden durchzieht. Man hat über Knak*) viel gespottet, und doch stand er religiös viel höher als die meisten seiner Gegner. Freilich wundern kann man sich auch darüber nicht, daß man dies Treiben abgeschmackt, ja lächerlich fand. Die Sprache Kanaans ist doch, wie man auch sonst über sie urteilen möge, ein Kurialstil, darum erscheint es uns lächerlich, allezeit in ihr zu reden.

Man kann aber die Bedeutung des Pietismus für unser Jahrhundert nicht annähernd würdigen, ohne darauf hinzuweisen, wie die Erneuerung des Missionstriebes in der evangelischen Kirche, wie wohl auch die Impulse zur innern Mission vornehmlich seinen Nachwirkungen zu verdanken sind. Darum ist auch die Sprache Kanaans als Erbstück besonders in die Kreise der Heidenmission übergegangen. Wer die Missionsschriften und die Erweckungslitteratur verfolgt, der wird ihre Spuren hier bis in die neueste Zeit verfolgen können. Erst in diesem Frühjahr wurde auf einer Missionskonferenz getadelt, daß die Missionare in ihren Berichten gewisse stehende Redewendungen gebrauchen. Sie schreiben nicht allein: „Wir durften dem Herrn Jesu Seelen gewinnen,“ sondern ebenso: „Wir durften die Gastfreundschaft dieses oder jenes Bruders genießen.“ Das sind Spuren der Sprache Kanaans, die hier ganz zur Formel geworden sind, aber auch so noch an die Ursprünge der Mission erinnern. Wer ein Ohr für sie hat, wird sie im kirchlichen Leben noch überall entdecken.

O B—r

*) Sein Lebensbild ist geradezu bezeichnend für den Bund zwischen Orthodoxie und Pietismus, der unsre kirchlichen Parteibildungen beeinflußt hat. Man vgl. Knaks Brautwerbung, S. 91 und besonders S. 203.

Karl von Hases Gesammelte Werke

3. Der Kirchenhistoriker**)

Band I—III: Kirchengeschichte auf der Grundlage akademischer Vorlesungen (49 Mk.) — Band V: Heilige und Propheten (10 Mk.): V, 1: Heiligenbilder (6 Mk.), V, 2: Neue Propheten (6 Mk.) — Band VI, 2: Das geistliche Schauspiel; Rosenvorlesungen (5 Mk.) Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Hase, der Kirchenhistoriker, ist eigentlich durch Zufall an die Kirchengeschichte gekommen. Seine ersten wissenschaftlichen Arbeiten galten nicht diesem Fache, sondern der Glaubenslehre. Seine Dogmatik, sein Hutterus redivivus, sowie die kleinern Schriften dogmatischen Charakters: „Des alten Pfarrers Testament“ und „Die Proselyten“ waren geschrieben, ehe er sich mit speziellen kirchengeschichtlichen Studien befaßt hatte. Diese wurden ihm erst nahegelegt, als er nach Jena kam und die dortigen Verhältnisse es mit sich brachten, daß er ein kirchengeschichtliches Kolleg zu übernehmen hatte. Mit der ihm eignen Geistesfrische und Beweglichkeit hat er sich rasch auf dem neuen Gebiete heimisch gemacht. Er wird wohl auch bald selbst das Gefühl gehabt haben, daß dieses Fach seinem Talent am meisten entspreche. Denn die plastisch-poetische Gabe, die nach einem Wort Ullmanns (mitgeteilt von Hase Bd. I, S. 9) für den Kirchenhistoriker notwendig ist, „nicht um Wahrheit und Dichtung zu mischen, sondern den zerstreuten toten Elementen der Vergangenheit Leben zu verleihen“ — sie besaß Hase in reichem Maße. Ohne diese Gabe bleibt die Geschichtschreibung doch immer etwas ledern; sie wird zu einer Ansammlung von Notizen, ohne doch eine lebendige Anschauung zu gewähren. Oberflächlich angesehen erscheinen ja die Quellen der Geschichte oft recht dürftig und wenig ergiebig, aber sie bergen vereinzelte Goldkörner, die zu heben und auszumünzen Aufgabe des Forschers ist; oft ist es ein einziges Wort, durch das eine ganze historische Situation in ein bestimmtes Licht gerückt wird: dem Geschichtschreiber kommt es zu, seine Schlüsse daraus zu ziehen, an der rechten Stelle und im rechten Maße zwischen den Zeilen zu lesen. Darin, meine ich, ist Hase ein Meister, und man darf ihn in dieser Beziehung dem Meister in der Darstellung der Profangeschichte, Ferdinand Gregorovius, an die Seite stellen. Wie die Werke dieses herrlichen Schriftstellers bei aller Gründlichkeit und bei allem Fleiß des Quellenstudiums den Namen von Kunstwerken verdienen, so hat Hase aus der Darstellung der Kirchengeschichte eine Kunst gemacht. Er hatte darin so gut wie keine Vorgänger. Die Kirchengeschichte war ein Fach, das auch christlichen, kirchlich interessirten Kreisen so ziemlich fremd blieb, und zwar protestantischen noch mehr als katholischen, denn diese bleiben durch ihre Legendenlitteratur immer in einem gewissen, wenn auch prekären Kontakt mit der Kirchengeschichte. Sie wurde stiefmütterlich behandelt, man konnte — und kann noch jetzt — vielfach das Urteil hören, sie sei langweilig, ein Urteil, das teils auf Schulreminiszenzen zurückzuführen ist, teils auf den Mangel an solchen Darstellungen, die auch für einen weitern Kreis von Gebildeten lesbar und verständlich sind. Konnte man bisher in Verlegenheit sein, was man dem gebildeten Mann empfehlen solle, der für stille Feierstunden nach des Tages Müh und Last einen zuverlässigen, aber zugleich anziehenden Führer auf diesem Gebiete wünschte, oder der gebildeten Frau, die sich gern über das vergangne Leben ihrer Kirche unterrichtet hätte: so kann man jetzt mit Freuden und aus voller Ueberzeugung auf das Werk von Hase hinweisen. Obwohl aus akademischen Vorlesungen hervorgegangen, ist es durchaus ein Buch dazu angethan, in der Familie heimisch und beliebt zu werden. Das ist nicht bloß eine in der Luft schwebende Annahme, ich habe die Erfahrung gemacht, daß Frauen die frisch erschienenen Halbbände der Haseschen Kirchengeschichte mit größerer Wonne und Hingabe und ganz sicher mit größerem Gewinn gelesen haben als einen spannenden Roman. Und was thuts, wenn auch einmal ein unverständliches Wort, ein unbekannter Ausdruck oder Begriff aufstößt? Es wird sich schon irgend ein Dolmetscher finden, seis in Buch- oder Menschengestalt. Darum — wenn wir auch der „allgemeinen Bildung“ nicht so viel zutrauen möchten wie Hase, der meint, daß sie demnächst die Kirchengeschichte in ihren Bestand aufnehmen werde, so wünschen wir umso mehr von ganzem Herzen der wirklich gebildeten Familie dieses Buch ins Haus.

Dieses Werk, wie es nun abgeschlossen in drei stattlichen Bänden vorliegt, ist die reifste Frucht der Lebensarbeit Hases, der Ertrag einer langjährigen gelehrten Beschäftigung mit seinem Gegenstande. Denn erst in den allerletzten Jahren seines Lebens, nachdem er länger als ein halbes Jahrhundert diesen Stoff seinen Schülern vorgetragen hatte, hat er sich entschlossen, ihn auch weitern Kreisen zugänglich zu machen. Er konnte kaum hoffen, das Werk selbst noch zu Ende zu führen, und hat dies auch im Vorwort zum ersten Bande ausgesprochen. In der That ist er auch über den Arbeiten am zweiten Bande abberufen worden, und weitaus die größere Hälfte der Arbeit blieb noch zu thun. Sie hat Professor D. G. Krüger, ein Schüler des Verewigten, übernommen und in dankenswerter Weise hinausgeführt mit der Pietät und dem Takt, mit dem ein posthumes Werk behandelt sein will. Bis auf die Zeit Gregors VII. lag ein Manuskript letzter Hand vor; für das weitere standen stenographische Nachschriften und Zettel, deren Hase sich bei seinen Vorträgen bediente, zur Verfügung; wo es nötig war, wurde das „Lehrbuch der Kirchengeschichte“ herangezogen. — Welch eine „Fülle von Gesichten“ diese drei Bände umschließen, davon giebt das trotz seiner lakonischen Fassung doch fünfundzwanzig Seiten zählende Inhaltsverzeichnis am Schluß des dritten Bandes einen Begriff. Die ganze Masse des Stoffes ist in herkömmlicher Weise gegliedert in die drei großen Abteilungen: Alte — Mittlere — Neue Kirchengeschichte; diese Abteilungen zerfallen dann wieder in je zwei Perioden, die durchlaufend gezählt werden, so daß uns die ganze Kirchengeschichte in sechs Perioden vorgeführt wird: 1. Christus bis Konstantin; 2. Konstantin bis Karl der Große; 3. Karl der Große bis Inno-

**) Vergl. Jahrgang 1894, Nr. 33 und 38.

cenz III.; 4. Innocenz III. bis Luther; 5. Luther bis zum Westfälischen Frieden; 6. Westfälischer Friede bis zur Gegenwart. Ueber die Vor- und Nachteile dieser Einteilung zu verhandeln, ist hier nicht der Platz; ebenso wenig kann es hier meine Aufgabe sein, den Inhalt jedes Bandes durchzusprechen: ich kann das Werk nur flüchtig mit dem Leser durchblättern und versuchen, ihm Lust zu machen zu näherer Bekanntschaft. Und zu dem Zweck können wir nun freilich diese Bände aufschlagen, wo es uns beliebt. Man wird selten ein Buch, vollends von wissenschaftlichem Charakter, finden, das den Leser, auch wenn er gar nicht die Absicht hatte, länger zu verweilen, so zum Immerweiter-Lesen einzuladen und von Seite zu Seite festzuhalten imstande wäre. Das Geheimnis des Zaubers besteht zunächst wohl in dem Reiz der anziehenden, feinen, oft durch originelle Wendungen überraschenden, wirklich anmutvollen Sprache, in der wir auch das längst Bekannte und oft Geschilderte mit hohem Genuß wiederlesen. Es giebt ja Partien in der Geschichte, bei deren Wiedergabe mit dem besten Willen nichts Neues vorzubringen ist; aber auch hier versagt dem Autor die eigenartige, geistvolle Ausdrucksweise nicht. Wie schön giebt er z. B. in der Lebens- und Charakterschilderung Augustins, die ein Kabinettstück deutscher Geschichtschreibung genannt werden darf, den bekannten Trost der Monica in kurzen Sätzen wieder (Bd. I, S. 529):

Monica, als Witwe, war ihm nachgefolgt über das Meer mit ihrer Liebe, mit ihren Thränen über seinen Glauben und seine Lebensweise. Ein Bischof, dem sie ihr Leid klagte, gab ihr den Trost: „Es ist unmöglich, daß ein Sohn, um den so viel Mutterthränen fließen, zu Grunde gehe.“ Nur ein Phantasietrost, und der doch, jeder frommen Mutter eine Thräne trocknend, durch die Jahrhunderte forthallt.

Im allgemeinen ist Hases Darstellung weniger ein hochgehender pathetischer Redestrom, als ein anmutiges Geplauder, wenn dieser Ausdruck nicht doch am Ende zu tief gegriffen ist, ein feiner Konversationston, der manchem für manches vielleicht etwas gar zu leicht erscheinen mag; seine Redeweise gleicht dem klaren, ruhig hinziehenden Flusse, von dessen sanften leichten Wellen man sich gar gerne forttragen läßt. Nicht selten aber erhebt sich seine Sprache zu hohem dichterischen Schwung, ohne jedoch in hohles Pathos oder in Verschwommenheit und Unklarheit zu verfallen: es ist alles klar und rein wie Krystall. Als Probe seiner Sprache und Darstellungsweise möchte ich hier den Eingang zur Geschichte des heiligen Franziskus von Assisi wiedergeben. Er lautet (Bd. II, S. 377):

Es war eine Sommernacht des Jahres 1207, als ein fröhlicher Schwarm junger Leute, mit Fackeln von einem Schmause kommend, durch die Straßen von Assisi zog, voran der König des Festes, ein feuriger Jüngling von zartem Gliederbau und mildem, fröhlichem Gesicht, einen Blumenkranz im schwarzen Haar. Plötzlich blieb er stehen, ganz gefesselt, mit verklärter Miene, von unendlicher Süßigkeit durchdrungen. Man fragte ihn lachend: „Was hast du? Denkst du etwa daran, dir ein Weib zu nehmen?“ — „Ihr habt wahr gesprochen, ich denke daran, eine edlere, reichere, schönere Braut heimzuführen, als ihr je gesehen habt.“ Seine Biographen deuten dies auf die Religion, die unberührte Gottesbraut; wir dürfen es noch bestimmter deuten, wie Dante und Giotto es gethan haben, auf die Armut, seine geliebte Braut, für die er Vater und Mutter verließ.

Einen besondern Reiz verleiht dem Haseschen Werke die Art, wie er die Quellen benutzt; er macht einen ausgedehnten Gebrauch von ihrer direkten Heranziehung und läßt den Leser manchen Blick in die geheimen Schachte der Wissenschaft thun. Dadurch bekommt man eigentlich erst eine deutliche Anschauung von Personen, Ereignissen, Zeitverhältnissen. Oft verschafft uns eine Seite primären Textes, ein kurzer Ausspruch, eine Anekdote, ein Brief ein viel zutreffenderes Bild als eine ausführliche sekundäre Abhandlung. Hase ist denn auch weit entfernt von der Art mancher Geschichtschreiber, die historische Schilderung zu unterbrechen durch Reflexionen, subjektive Seelengemälde, hypothetische Erwägungen und langweilige Untersuchungen über Wesenheiten und Begriffe. Er wendet vielmehr, um seinen Gegenstand zu beleuchten, die obengenannten Mittel an, namentlich Briefe giebt er vielfach wörtlich wieder — so besonders aus Luthers Zeit —, aber auch längere Zitate aus Büchern druckt er häufig ab, wenn sie bezeichnend sind, und besonders gern verwendet er die charakteristische Anekdote. Wie geschickt er diese anzubringen weiß und sich dadurch oft viel Worte erspart, dafür nur ein Beispiel. Um das religiöse Volks-

leben im Mittelalter zu charakterisiren, erzählt er uns (Bd. II, S. 210) folgendes Geschichtchen:

In alten Kindermärchen hat ein Kind dem lieben Gott, der damals noch auf Erden inkognito spazieren ging, sich gefällig erwiesen. Beim Abschied fordert er es auf, sich drei Gnaden zu erbitten. Es ist ein junges Mädchen, sie erbittet vorerst zeitlebens schöne Kleider. „Sollst du haben,“ antwortet der liebe Gott. Zweitens zur rechten Zeit einen schönen, guten und reichen Mann! „Soll dir auch nicht fehlen, aber nun vergiß das Wichtigste nicht!“ lautet die Antwort. Und sie erwidert: „Dereinst die ewige Seligkeit bei den lieben Heiligen!“

Das [fügt Hase hinzu] ist das mittelalterliche Volksleben! Es will die Welt genießen, diese böse schöne Welt, aber die ewige Seligkeit nicht daran verlieren, die nur durch die Kirche gewährt und verbürgt wird.

Das kulturhistorische Element zieht Hase in einem Umfang in seine Darstellung herein, wie es bisher in der Kirchengeschichtschreibung nicht üblich war, und in derartigen Schilderungen ist er stets überaus glücklich. Ich verweise hier nur auf das prächtige, hochinteressante, reichhaltige dritte Kapitel der vierten Periode mit der Ueberschrift „Das kirchliche Leben“ (Bd. II, §§ 146—155), das eine Glanzpartie des Werkes ist. Diese Virtuosität hängt zusammen mit Hases ungewöhnlich feinem Verständnis für Kunst und Litteratur. So schildert er uns „Die Blüte der bildenden Kunst in der Kirche“ (Bd. II, § 148) in einer Weise, daß wir aus jedem Satz den Gelehrten erkennen, der gelernt hat, seinen Gegenstand mit Künstleraugen zu betrachten. Mit der Litteratur aller Zeiten ist er aufs innigste vertraut, und zwar mit der weltlichen so gut wie mit der geistlichen. In den Charakterbildern, die er davon entwirft, zeigt sich der Vorteil des langjährigen vertrauten Umgangs mit seinem Gegenstande. Hase hatte Zeit, sich recht in ihn hineinzuleben und das Wesentliche, das Charakteristische der einzelnen Erscheinungen zu ergründen. Wie anziehend und lebendig schildert er z. B. die Schriften der deutschen Mystiker, eines Eckhart, Tauler, Suso, Thomas a Kempis!*) oder die Litteratur der Renaissance und des Humanismus, geistliche und weltliche. Wie trefflich versteht er es, in dem Leser die Lust und das Verlangen zu wecken, dieses Schrifttum näher kennen zu lernen, auf die Quellen selbst zurückzugehen!

Die größte Ausdehnung findet dieses Eingehen auf die zeitgenössische Litteratur bei der Darstellung der Neuzeit, wo nach Hases Ausspruch die Geschichte der Kirche, die im Mittelalter die Weltgeschichte war, mehr und mehr „zur Geschichte des religiösen Geistes, zu einer Litteratur- und Herzensgeschichte“ wird. Ich möchte hier namentlich hinweisen auf Band III, zweite Abteilung, erste Hälfte — vielleicht die anziehendste Partie des ganzen Werkes — und in diesem Halbband wiederum speziell auf den Abschnitt „Zeitalter der deutschen Aufklärung“ (§ 286), sowie auf das umfangreiche Kapitel „Umschwung der deutschen Litteratur“ (§ 288). Hier werden uns alle Heroen unsrer klassischen Litteratur vorgeführt, sofern sie für die Kirchengeschichte in Betracht kommen, und es zeigt sich, daß jeder von ihnen auch kirchengeschichtlich interessant ist — von Klopstock und Lessing bis zu Jung-Stilling und Matthias Claudius, eine prächtige Bildergalerie. Dieser dritte Band ist überhaupt für sich schon eine Zierde jeder Bibliothek. Er ist dem Herausgeber unvorhergesehen unter der Hand stark angeschwollen, da Hase die letzte, selbsterlebte Zeit mit großer Ausführlichkeit behandelt hat. So zerfällt der Band in zwei Abteilungen, deren erste die Geschichte der Reformation und Gegenreformation, die zweite die Neueste Kirchengeschichte bis zur Gegenwart behandelt. Diese zweite Abteilung zerfällt wieder in zwei ansehnliche Hälften. Die beiden letzten Kapitel: „Die protestantisch-evangelische Kirche seit 1814“ und „Die römisch-katholische Kirche seit 1814“ füllen je einen Teilband von 370 und 295 Seiten. Aber wir können es dem Herausgeber nur Dank wissen, daß er uns nichts vorenthalten hat. Gerade die Lebensjahre Hases umfassen eine Zeit, die reich ist an Bewegung und Erregung der Geister, von der der Geschichtschreiber größtenteils selbst lebhaft berührt worden ist. Es sind

*) Das Buch „Von der Nachfolge Christi“ nennt Hase in seinem „Lehrbuch“ (§ 246) „die Rose im Klostergarten der Brüder des gemeinsamen Lebens.“

nicht immer erfreuliche Bilder, es ist der Kampf des Lichts mit der Finsternis, und nicht immer siegt dabei das Licht, aber ungemein lehrreich sind sie. Das Werk ist fortgeführt bis zum Ende der siebziger Jahre.

Im Jahre 1883 hat Hase seine kirchengeschichtlichen Vorlesungen endgiltig geschlossen. Wenn ich meinen persönlichen Eindruck aussprechen darf, so möchte ich als den künstlerisch vollendetsten Teil des Werkes den zweiten Band, die Geschichte des Mittelalters, bezeichnen; als den weitaus interessantesten aber eben die zweite Abteilung des dritten Bandes.

„Wie ein Maler aus seinem Skizzenbuche gern einmal das eine oder andre Bild ausführt," so hat uns Hase außer seiner Kirchengeschichte auch noch eine ganze Anzahl kirchengeschichtlicher Monographien in ausführlicher Darstellung hinterlassen. Hierher gehören vor allem die beiden fein ausgeführten „Heiligenbilder" Franz von Assisi und Caterina von Siena, die die erste Abteilung des fünften Bandes füllen. Beide Biographien sind in höchst anziehender, durchaus allgemein verständlicher Form geschrieben, nur die zahlreich beigegebenen Noten setzen zum Teil die Kenntnis des Lateinischen voraus. Diese beiden Heiligenbilder haben noch ein ganz besondres, prinzipielles Interesse, sofern sie von einem protestantischen Schriftsteller gezeichnet werden. Hase deutet selbst darauf hin, wenn er in der Vorrede sagt:

Ich wünschte an einem Beispiele zu zeigen, wie die mittelalterliche Heiligenlegende auf dem Gebiete unbefangner Geschichtsforschung und in der protestantischen Kirche zu betrachten sei.

Die kirchliche Legende ist seit Luther protestantischerseits mit einem Vorurteil belastet, das sie nur teilweise verdient.*) Manches grobe, verständnislose Urteil ist wie ein rauher Windstoß über diese zarte Blume hingefahren, die ihren Duft und Reiz allerdings nicht aufdrängt. Es gehört ein feines Organ dazu, um ihn zu empfinden; Hase besaß es in vollem Maß. Die Gabe, poetisch nachzufühlen, im Verein mit gesunder nüchterner Kritik befähigten ihn in hohem Grade, den Wert und Unwert der Legende zu erkennen. Und darum war er vor andern dazu berufen, Lebensbilder darzustellen, in denen die Legende eine so große Rolle spielt wie bei Franziskus und Caterina. So behält das anspruchslose Büchlein vom heiligen Franz auch neuern Darstellungen gegenüber, die anspruchsvoller auftreten und dem Zeitgeschmack mehr huldigen, seinen alten Reiz, und mit seinem hochinteressanten Anhang („Untersuchung der Wundmale") bleibt es noch immer ein „Meisterstück theologischer Kritik," wie Renan es genannt hat. Ueber Caterina von Siena aber ist seit Hase überhaupt nichts geschrieben worden, was seiner Darstellung den Rang streitig machen könnte.

Nun hat freilich der protestantische Geschichtschreiber bei solchen Darstellungen einen schweren Stand gegenüber dem katholischen; denn sein kritisches Gewissen erlaubt ihm nicht, so unbedenklich aus dem Vollen der sagenhaften Ueberlieferung zu schöpfen wie dieser, dessen Standpunkt Montalembert in seinem berühmten Buche Histoire de Sainte Elisabeth mit den Worten kennzeichnet: „Wir glauben aufrichtig an alles, was jemals von den Heiligen Gottes im allgemeinen und von der heiligen Elisabeth insbesondre erzählt worden ist, auch das Wunderbarste" (Hase, Bd. V, I. S. 8). Hase selbst weist auf das genannte Buch hin, das er „mit sympathisirender Lust und Wehmut" gelesen habe, um den Unterschied katholischer und protestantischer Darstellung deutlich zu machen. Wer das Buch kennt, der weiß, wie glanzvoll und bestechend diese Schilderung der Heiligen und der ganzen Sphäre ist, in der sie lebt und webt; er weiß aber auch, daß der — Dichter hätte ich beinahe gesagt — nur nach dem einen Gesichtspunkt seine Wahl trifft, ob etwas schön und erbaulich ist, und daß er für den Kranz, mit dem er seine Heilige schmückt, die Blume nimmt, wo er sie bekommt — seis aus einer provençalischen oder mittelhochdeutschen poetischen Lebensbeschreibung, oder aus dem Rosengarten der Legende, seis aus trocknen Chroniken oder gar aus gerichtlichen Prozeßakten — wenn es nur blüht und duftet! Dieses Verfahren verleiht der Darstellung etwas Volles, Glänzendes, Hinreißendes, wogegen die andre, die kritische Methode, die bei jeder Sage, bei jedem Wunder Halt macht, um sie auf ihre Glaubwürdigkeit hin zu prüfen, den Eindruck des Gebrochnen hervorruft. Dies trifft bei beiden „Heiligenbildern" Hases zu, bei Caterina noch mehr als bei Franz. Dort wird der Fluß der Darstellung nur zu oft unterbrochen durch kritische Erwägungen darüber, was vom Ueberlieferten anzunehmen oder wie es zurecht zu legen sei. Es gehört die ganze Kunst und Gewandtheit Hases dazu, dem Leser durch diese Methode den Genuß nicht zu beeinträchtigen. Künstlerische Darstellung und kritische Untersuchung lassen sich eben nicht leicht wirkungsvoll vereinigen. Die letztere sollte beendet sein und dem Leser etwa in einem besondern Teil vorgeführt werden, ehe der Schriftsteller sich an die erstere macht. Im übrigen wird protestantische Geschichtschreibung stets bereit sein, der Wahrheit die Ehre zu geben, auch auf Kosten der Schönheit.

*) Erst Profanschriftsteller mußten uns auf den unermeßlichen Schatz von Poesie aufmerksam machen, der in diesen zahllosen Legenden beschlossen ist: so Gottfried Keller in seinem reizenden Büchlein „Sieben Legenden" und der geniale, früh geschiedne Litterarhistoriker Wilhelm Scherer in seinen klassischen „Reden und Aufsätzen," wo er das Kellersche Buch bespricht.

Drei wundervolle Monographien von geringerm Umfang enthält die zweite Abteilung des fünften Bandes: Die Jungfrau von Orleans, Savonarola und Das Reich der Wiedertäufer. Hase faßt alle drei Erscheinungen zusammen unter der Ueberschrift „Neue Propheten." Er versteht unter Prophetentum „den Zustand, der durch den Glauben entsteht, daß die Gottheit oder doch jenseitige Mächte unmittelbar durch einen Menschen reden." Dies trifft zu bei der Jungfrau, bei Savonarola und bei den Wiedertäufern, und das Wunderbare und Große an ihnen ist ja eben der unerschütterliche Glaube, daß Gott aus ihnen rede — selbst in den größten Irrtümern. Freilich sind es bejammernswerte Märtyrer und Opfer ihres Glaubens. Wir haben uns bis auf einen gewissen Grad daran gewöhnt, die Greuelthaten der Kirche des Mittelalters ohne tiefere Erschütterung hinzunehmen, und wir lesen darüber hin, ohne uns die Furchtbarkeit der Situation recht klar zu machen, wenn es z. B. heißt (von Johann von Leiden):

Als des Anabaptismus und Hochverrats geständig, wurde das Urteil über ihn gesprochen, durch glühende Zangen vom Leben zum Tode gebracht zu werden.

Aber mächtiger erschüttern wird es uns schon, wenn wir hören: „Es dauerte über eine Stunde (!), bis endlich der Henker mit einer Zange die Kehle fassend der Marter ein Ende machte!" — oder daß Johanna bei Verkündigung der entsetzlichen Todesstrafe im Gefängnis aufgeschrieen habe: „Ach, eher wollt ich siebenmal enthauptet werden als verbrannt!" — oder wenn von Savonarola berichtet wird: „Siebenmal während der heiligen Woche (!) war er auf die Folter gespannt worden. Aus dem entsetzlichen Geheimnisse dieser Marterkammer ist nichts Sicheres zu uns gedrungen als sein Seufzer: Es ist genug, Herr, so nimm meine Seele." — Dann diese stereotypen Pfaffengestalten, die jedesmal kurz vor dem Ende in den Kerker der Unglücklichen eindringen und statt den Trost des Evangeliums zu bringen, die Aermsten mit ihren öden Glaubensformeln bedrängen und zu der körperlichen die geistige Qual und Angst hinzufügen — endlich die empörend heuchlerische Formel, mit der die Kirche ihre Opfer dem sichern Tode überliefert:

Wir übergeben dich der weltlichen Gewalt, indem wir sie bitten, dich mild und menschlich zu behandeln, mit dem Tode oder Verstümmlung der Glieder dich verschonend.

Worauf dann unfehlbar der Tod durchs Schwert, im Feuer, im Wasser, am Galgen, durch glühende Zangen u. s. w. erfolgte! Das sind trübe, entsetzliche Bilder. Aber es ist heilsam, sich dem Eindruck dieser Greuel nicht zu entziehen und nicht leicht darüber wegzugehen, denn man schätzt ein Gut um so höher, je besser man die Opfer kennt, die es gekostet hat; wenngleich ein Mensch von Gefühl und Phantasie alle guten Geister zu Hilfe rufen muß, um über solchen und tausend andern Henkerthaten nicht dauernd Einbuße zu erleiden an der Bekenntnisfreudigkeit zu dieser bluttriefenden Kirche.

Eine Reihe kirchengeschichtlicher Abhandlungen bietet uns schließlich noch Band VI (zweite Abteilung): zunächst den um=

fangreichen Essay über Das geistliche Schauspiel, eingeteilt in sechs „Abende“ (zum Vorlesen), also ganz für den Familienkreis berechnet, sehr unterhaltend und lehrreich zu lesen; besonders interessant das sechste Kapitel: „Theater und Kirche.“ Sodann enthält dieser Halbband noch sechs Vorträge kirchengeschichtlichen Inhalts unter dem Titel Rosenvorlesungen, der etwas romantisch klingt, sich aber sehr prosaisch erklärt aus dem Namen eines Jenaer Wirtshauses, in dem diese Vorträge gehalten wurden. Die Themata sind gewählt aus den verschiedensten Zeiten der Kirchengeschichte ohne innern Zusammenhang und sind auch zu sehr verschiednen Zeiten ausgearbeitet worden von 1858 bis 1875. (1. Ein falscher Messias — 2. Gregor VII. — 3. Aeneas Silvius Piccolomini — 4. Pantheon und Peterskirche — 5. Der Kanzler Crell — 6. Die französische Revolution und die Kirche.) Es sind meist alte Bekannte aus der „Kirchengeschichte,“ aber man erneuert gern die Bekanntschaft mit ihnen in der anziehenden Beleuchtung, in der Hase sie uns hier vorführt. In jeder von diesen kürzern Abhandlungen finden wir alle Vorzüge der Haseschen Darstellungsweise wieder.

Mit dieser umfangreichen kirchenhistorischen Arbeit allein schon hätte Hase seinen Namen in der Wissenschaft verewigt; aber noch zeugt eine ganze Reihe von Bänden anderweitigen Inhalts von seiner vielumfassenden Gelehrtenthätigkeit und von seinem unermüdlichen Schriftstellerfleiß. P Baumgärtner

---

Heinrich von Stein

Uebersicht: 1. Einleitung; 2. Steins Leben; 3. Sein Wesen; 4. Helden und Welt; 5. Letzte Schriften; 6. Sein Vermächtnis

1

Der Mann, auf den die folgenden Zeilen hinweisen möchten, gehört nicht unmittelbar zur Christlichen Welt. Ich bin mir dessen wohl bewußt und möchte dies gleich im Anfang aussprechen, um Mißverständnissen vorzubeugen. Nicht nur, daß seine Arbeit mit dem kirchlichen Leben in keiner Verbindung stand, nicht nur, daß er sich selbst kaum einer bestimmten Konfession zuzählen konnte, so deutlich auch seine Schriften evangelisches Bewußtsein (aber nicht im historischen Sinne des Wortes) durchzieht; eine innere Verschiedenheit trennt den Mann von der Form, in der uns in diesem Blatte meist der religiöse Gedanke entgegentritt. Soweit ich es zu beurteilen vermag, arbeitet die Christliche Welt an der Neubelebung religiöser Thatsachen mit dem frohen und starken Glaubensmut, daß sich die Welt werde überwinden lassen, daß es nicht an der Sache, sondern an uns und unsrer Mattheit liegt, wenn im modernen Leben die christliche Hoffnung und Treue stark geschädigt ist. Nach dieser Ansicht gilt es, die Welt zu überwinden, ihr den Eigenwillen zu brechen und sie zu zwingen, ihre Kräfte in den Dienst des Ueberweltlichen zu stellen. Diese Gedankenlinie findet bei Stein keine Fortsetzung; wie er das Verhältnis von Gottesreich und Welt ansieht, soll unten beschrieben werden. Aber es sei mir gestattet, nicht von einem sichern Standpunkt aus ein andres Leben zu beurteilen, sondern lediglich die Eindrücke wiederzugeben, die Stein bei mir und andern wachgerufen hat, und den Mann selbst so absichtslos zu schildern, wie es bewundernde Liebe vermag. Am Schluß möge dann jeder Leser sich selbst wählen, was er behalten mag, und das Andre ohne Abneigung bei Seite lassen.

2

Heinrich von Stein ist 1857 in Koburg geboren. Er entstammte dem reichsfreiherrlichen Geschlecht von Stein zu Nord- und Ostheim; das Familiengut Völkershausen an der Rhön ist Steins eigentliche Heimat. Der Vater war Oberstleutnant, die Mutter starb schon 1868. Von 1874 bis 77 studirte er in Heidelberg, Halle und Berlin Theologie, Philosophie und Naturwissenschaften. Unter Eugen Dührings Einfluß entstand seine Dissertation „über Wahrnehmung“ und 1878 sein erster poetischer Entwurf: „Ideale des Materialismus, lyrische Philosophie von Armand Pensier.“ Dasselbe Jahr führte ihn zum erstenmal nach Rom, dann folgte das Militärjahr.

1879 bittet Richard Wagner den Zweiundzwanzigjährigen, die Erziehung seines Sohnes Siegfried zu übernehmen. Nur ein Jahr lang bleibt er in Bayreuth, aber es wird entscheidend für sein späteres Leben. Der Lehrer des Sohnes wird der Schüler des Vaters, der ihn seinen besten Schüler genannt hat. Aeußere Verhältnisse zwangen Stein, 1881 nach Halle zu gehen, wo er sich mit einer Abhandlung „über die Bedeutung des dichterischen Elements in der Philosophie Giordano Brunos“ habilitirte. 1884 endlich geht er nach Berlin, wo er seine Dozententhätigkeit mit einer Untersuchung „über den Zusammenhang Boileaus mit Descartes“ eröffnete und bis zu seinem frühen Tode fortsetzte. Diltheys freundschaftlichem Rat folgend, verfaßte er 1886 ein größeres, wissenschaftliches Werk: „Die Entstehung der neuern Aesthetik,“ das die Entwicklung der ästhetischen Anschauungen von Boileau bis Winckelmann schildert. Er las über die Geschichte der neuern Philosophie und über Aesthetik. Während sich in seinen Hauptvorlesungen nur ein kleiner Kreis um ihn versammelte, der ihm aber durch die Semester treu blieb, fanden sich zu seinen Publika, namentlich dem „über die Aesthetik unsrer Klassiker“ Hunderte ein. Recht heimisch ist er in den akademischen Kreisen nicht geworden; er litt dauernd unter den widerstrebenden Einflüssen, gegen die er vergebens anzukämpfen versuchte. Auch seinen Lieblingswunsch, über Richard Wagner zu lesen, mußte er sich versagen, da ihm von entscheidender Stelle deutlich abgeraten wurde. 1887 machte ein Herzschlag seinem jungen Leben ein Ende; er wußte, daß er nicht lange leben würde, denn sein Körper hatte ihn oft gemahnt. Das Kreuz auf dem Invalidenkirchhof trägt die Inschrift: Selig sind, die reinen Herzens sind.

3

Das war er gewesen. Oft ist mir bei seinem Bilde Goethes Spruch aus den Wanderjahren eingefallen: Große Gedanken und ein reines Herz, das ist es, was wir uns von Gott erbitten sollen. In zweifacher Weise hat er sich diese Reinheit bewahrt. Gekämpft hat er, wie alle, gefallen ist er nie. Und aus seinem Wesen spricht eine so ergreifende Treue und Zartheit, daß wir nie an die Möglichkeit denken, bei ihm einen unedeln Gedanken zu finden. Er selbst schrieb in seinem Testament: Hüte dich vor dem Entschluß, zu dem du nicht lächeln kannst. Harmonisch freilich möchte ich sein Bild nicht nennen; er starb zu jung, als daß er schon die Kraft hätte sammeln können, die tiefen Eindrücke seines Herzens gleichmäßig zu entwickeln. Es giebt Menschen, deren Blick uns trifft, weil sie ganz gut oder ganz zart sind. Stein war beides. Hilflos stand er der Welt und ihren praktischen Fragen gegenüber; unbeholfen rang er lange Zeit mit der Form, in der er des „Herzens tiefste Gedanken“ weiter geben wollte. So werden wir auch — ein gutes Kennzeichen — seinen Stil sich entwickeln sehen, der erst am Schluß volle Klarheit beweist. Dies entspringt aber nicht innerer Unklarheit, Allgemeinheit und Gährung, sondern resultirt aus der Kraft, Tiefe und Gegenständlichkeit seines innern Lebens, das nicht aus Meinungen, sondern Anschauungen zusammengesetzt war. Seine dichtende und deshalb verdichtende Seele ruhte nicht, bis sie äußere Eindrücke zu einem innern Bild verschmolzen hatte — wie wenige können das von sich sagen! In dieser Beziehung muß man sich also erst leise an ihn gewöhnen.

Das muß man freilich überhaupt. Denn er geht überall so ganz eigne Wege, daß nur selten ein Vergleich mit Bekanntem zum Verständnis hilft. Die Form, in der er meist zu uns redet, ist neu und in Deutschland kaum vor ihm bekannt gewesen. Er steht in keiner Schule drin, und die ihn kannten, reden nicht von ihm als einem ihresgleichen. Seine Art muß eine merkwürdige Gabe besessen haben, schnelle Worte zurückzuhalten und im Schweigen lesen zu lehren. Alle seine dramatischen Bilder sind durch diese Abneigung gegen die Rede charakterisirt, und darum schrieb Wagner in das Vorwort zu Steins „Helden und Welt“:

> Sehen, sehen, sehen — das ist es, woran allen es gebricht. Habt ihr Augen? Habt ihr Augen? — möchte man immer dieser ewig nur schwatzenden und horchenden Welt zurufen, in der das Gaffen das Sehen vertritt. Wer je wirklich sah, weiß, woran er mit ihr ist.

Von Lebenden waren es Dühring in früher, Wagner in späterer Zeit, die ihn hauptsächlich beeinflußten. Den leichten Sinn hatte er früh verloren oder vielmehr nie besessen. Aber was sich zuerst nur als Schwermut und Resignation äußert, das keimt dann bald zu zarter Hoffnung und jedenfalls unerschütterlichem, weil vertieftem Pflichtbewußtsein auf. Wagner sagt einmal von sich, daß er sich die Wahrheit über die Welt eingestanden habe und wir nichts von ihr erwarten sollten. Unter dieser tragischen Thatsache stand Steins ganzes Leben. Vielleicht glich er darin Hamlet, daß er einmal einen Blick in das unermeßliche Reich der Nacht gethan hatte und es ihn nun ekelte zu „handeln." Stein war kein Mann der Unternehmungen und Gründungen; er hat nie einen Erfolg erlebt, weil er ihn immer fürchtete. Fern sei es mir, auf Männer der glaubensfrohen That einen Stein zu werfen — Gott Dank, daß wir sie haben und sie retten, was zu retten ist. Aber die Xenien sagen einmal:

> Adel giebts auch in der sittlichen Welt; gemeine*) Naturen
> Zahlen mit dem, was sie thun; edle mit dem, was sie sind.

Stein war ganz ein Mensch des Seins, dessen Wesen deutlicher sprach, als alle Worte. Er wirkte im Stillen, ohne Hoffnung auf Anerkennung, ohne Ausblick auf Ernte. Er blieb Fremdling in dieser Welt; aber er lebte in ihr und ließ darum keinen Augenblick den Versuch außer Acht, in sie lebendiges Leben hineinzutragen. Auch philosophisch ist er von Wagner in erster Linie abhängig. Glaubte Schopenhauer auf eine mögliche Regeneration der Menschheit überhaupt verzichten zu müssen, so lehnte Wagner nur die Wahrscheinlichkeit einer Neubildung der gegenwärtigen, empirischen Menschheit ab und machte es seinen Freunden immer wieder zur dringendsten Pflicht, die neue Zeit langsam, aber mit aller Kraft vorzubereiten. Ist doch auch der eigentliche Sinn seiner Festspiele kein andrer als der, denen, die sich in dem Reiche der Zivilisation und des Fortschritts nicht mehr zurecht finden können, eine Stätte der Ruhe und eine Stunde der innern Kräftigung zu bieten; daß sie dann mit neuem, wenn auch leisem Mut an ihre stille, entsagungsreiche Arbeit gehen.

Man darf sagen, daß Leute, die leidensfähig sind, kein Programm haben. Goethe sagt einmal: Wer recht wirken will, muß sich um das Verkehrte gar nicht kümmern, sondern nur immer das Gute thun. Hatte Robertson ein Programm? Jeder Augenblick schließt für solche zartfühlenden Menschen eine derartige Fülle von Forderungen der Liebe und Teilnahme ein, daß es gerade genug scheint, wenn es gelingt, auch nur die dringendsten zu erfüllen. Aber eine andre Gabe haben tiefblickende Naturen vor andern voraus: sie reden nicht über die Dinge der Welt, sondern lassen sie selber reden. Das meint wohl auch Adolf Harnack, wenn er Robertson nachrühmt, er habe Arzneien und keine Rezepte von der Kanzel geboten. Wir sind so lange unfähig, andern etwas zu sein, als wir nur Probleme, Möglichkeiten, Vorschläge und Urteile kennen; das ist nur Vorstufe für die wahrhaftigen Anschauungen, durch die wir das Wesen der Außendinge in eine Realität des eignen Herzens umwandeln und sie uns so zu eignem Besitz erwerben. Wer das lernte, verlernte damit aber auch die Flüchtigkeit, etwa das Leid der Menschheit nur als ein Problem anzusehen, das im System untergebracht sein will; er verlor das schnelle Wort und die sprudelnde Rede, um immer wieder in leisen, feinen Zügen das schmerzlich lieb gewonnene Bild wiederzufinden. Und wenn er dann das Schweigen bricht, um „aus solchem Schweigen gehört zu werden," dann tritt ein wunderbares Gebilde aus der Seele heraus, ein Bild mit wenigen, aber scharfen Konturen; starke Farben, ein gleichmäßiger Hintergrund; Festigkeit hat den Pinsel geführt, ein Irrtum ist nicht möglich. Das Bild redet, aber es urteilt nicht. Die Gestalten sagen ihren Spruch, sie streiten nicht. Keiner drängt sich vor, wo nicht der andre von selbst zurücktritt. In ihren Augen ist Ruhe, sie sind nicht befangen; jede hat ihr eignes, gutes Recht. P S

*) Gemein hier natürlich nicht im verächtlichen Sinn des Wortes genommen.

Luthers Stellung zur Feuerbestattung

In der Schrift: „Ob man vor dem Sterben fliehen möge" 1527 (Erl. Ausg. XXII S. 317 ff.) kommt Luther am Schluß (S. 338) auch auf das Begräbnis zu sprechen. Da läßt er das die Doctores der Arznei urteilen und alle, die des baß erfahren sind, obs fährlich sei, daß man mitten in Städten Kirchhöfe habe. Und wo es so wäre, was er nicht entscheiden könne, daß aus den Gräbern „Dunst und Dampf gehe, der die Luft verrücke," so müsse man den Kirchhof außerhalb der Stadt verlegen. Denn darin handle man durchaus nach Gottes Gebot, daß man auf alle Art der Ansteckungsgefahr und Verbreitung der Seuche wehre. Er verweist dann auf die Alten, Juden und Heiden, die bei Heiligen und Sündern das Begräbnis außer der Stadt gehabt hätten; „und sie sind ja so klug gewesen als wir sein mögen." Endlich macht er Gründe der Pietät für die Verlegung der Kirchhöfe geltend. „Denn ein Begräbnis sollt ja billig ein feiner stiller Ort sein, der abgesondert wäre von allen Orten, darauf man mit Andacht gehen und stehen könnte, den Tod, das jüngste Gericht und Auferstehung zu betrachten und beten." Das sei alles nicht möglich, wo der Kirchhof nicht allein dem Straßen- und Marktverkehr offen liege, sondern „wo auch allerlei geschehe, vielleicht auch solche Stücke, die nicht zu sagen sind."

Man wird hierin den vorurteilslosen Blick und das entschlossene Vorgehen des Reformators bewundern, wenn man erwägt, daß ein Begräbnis außerhalb des Schattens der Kirche ein Gegenstand tiefsten Abscheus für seine Zeitgenossen war. Seine Gründe sind frei von allen dogmatischen oder im Aberglauben seiner Zeit wurzelnden Rücksichten. Sie sind im wesentlichen aus praktischen, hygienischen Erwägungen hervorgegangen, die auch für uns in der Frage der Feuerbestattung ausschlaggebend sein müssen. Fast könnte es scheinen, daß er auch schon für diese sich entschieden haben würde, wenn er eine Möglichkeit ihrer Durchführung gesehen hätte. Nachdem er (S. 339) vom Begräbnis des Jünglings zu Nain und dem der Patriarchen geredet hat, fährt er fort:

> Daher auch die lateinische Sprache offerri heißet, d. i. hinaustragen, das wir zu Grabe tragen heißen; denn sie trugen sie nicht alleine hinaus, sondern verbrannten die Leute alle zu Pulver, auf daß die Luft ja aufs reinest bliebe.

Selbstverständlich ist Luther damit nicht für die heutige Agitation zu Gunsten der Leichenverbrennung in Anspruch genommen. Aber er hat offenbar die evangelische Unbefangenheit gehabt, die dazu gehört, um die Frage nach Seiten der Pietät wie der Zweckmäßigkeit ruhig zu würdigen. E Thiele

Verschiedenes

(Noch einmal die Großindustrie und die Evangelischen Arbeitervereine im Saargebiet) Zu den Mitteilungen über diesen Gegenstand, die in dem Artikel „Volksbüreaus" in der Nr. 7 dieses Blattes gemacht waren, ist hinzuzufügen, daß der Streit zwischen der Großindustrie und den Arbeitervereinen nunmehr durch einen Vergleich beigelegt ist. Die Vereine mußten erklären: 1. daß sie nicht gesonnen seien, einen Gewerkverein zu gründen, 2. daß das Rechtsbüreau nicht als Vereinssache, sondern so, daß auch Dritten der Beitritt gestattet sei, gegründet werde, 3. daß die Vereine sich jeder Empfehlung und Verbreitung der Naumannschen Hilfe enthalten wollen. Dafür erklärten die Vorstände der großindustriellen Vereine im Saarbrücker Gewerbeblatt, daß sie „keinen Anstand nähmen, zu konstatiren, daß die . . . Beschlüsse ihrer Vereinsvorstände zur Zeit(!) gegenstandlos geworden seien. Wir freuen uns dessen um so aufrichtiger, als dadurch jeder Grund wegfällt, den Evangelischen Arbeitervereinen an der Saar unsre Sympathie zu entziehen." — Man wird sich freuen müssen, daß auf diese Weise der Streit aus der Welt geschafft ist, jene rücksichtslosen Beschlüsse gegen die Vereine außer Kraft gesetzt sind und dadurch die unparitätische Behandlung der Evangelischen Arbeitervereine durch evangelische Unternehmer einigermaßen wieder gut gemacht ist. Auch daß ein evangelisches „Volksbüreau" keinem Veto der Großindustrie mehr begegnen wird, ist erfreulich. Dagegen ist sehr zu beklagen, daß die Großindustrie die Gründung der „Volksbüreaus" als Vereinssache nicht gestattet hat. Alle bisherige Arbeit der Vereine in dieser Sache war infolgedessen umsonst und muß von neuem begonnen werden. Dadurch wird die Errichtung des Büreaus wieder um ein halbes Jahr verschoben werden, was sehr zu bedauern ist. Beklagenswerter aber ist, daß der Halt und feste Zusammenschluß verloren geht, den die Organisation der Evangelischen Arbeitervereine durch ein gemeinsames Rechtsschutzinstitut be

kommen hätte, was in Streikzeiten und gegenüber dem Eindringen der Sozialdemokratie von unschätzbarem Werte gewesen wäre. Offenbar war es aber gerade das, was von Stumm vermieden sehen wollte, dem alles, was irgendwie Organisation heißt, ein Greuel ist — es müßten denn großindustrielle Organisationen Stummscher Observanz sein. Ob es vom Standpunkte der Großindustrie klug war, zu verlangen, daß der Zusammenhang zwischen dem Volksbüreau und dem Verbande gelöst werde, ist mehr als zweifelhaft. Die Gefahr, daß das Volksbüreau in sozialdemokratische Hände fallen könnte, dürfte als ausgeschlossen gelten, so lange die Arbeitervereine die Thür zu dem Büreau waren. Jetzt muß auf Verlangen der Großindustrie der Beitritt „auch Dritten“ gestattet werden, für deren Qualifikation keinerlei Bürgschaft mehr verlangt werden kann als ein unbedeutender jährlicher Beitrag. Die Großindustrie wollte aber ihren Willen haben — nun, sie hat ihn bekommen.

Zu beklagen ist endlich, daß die Beschlüsse gegen die Arbeitervereine nur „zur Zeit gegenstandlos geworden“ sind. Darin spricht sich ein ungerechtfertigtes Mißtrauen gegen die Vereine aus. Es liegt etwas darin, was an das Wort jenes spartanischen Königs erinnert: „Wir wollen die Gesetze heute schlafen lassen, morgen sollen sie um so kräftiger aufwachen.“ Wir zweifeln zwar nicht, daß die letzte Erklärung der Großindustriellen ehrlich gemeint ist — warum dann aber eine so bedingte Ausdrucksweise? Die Sympathie, deren schließlich die Vereine versichert werden, würde größerm Vertrauen begegnet sein, als es jetzt wohl der Fall sein wird — zumal die Arbeitervereine in den fünf Jahren ihres Bestehens kaum einen Beweis dieser Sympathie erlebten.

Die Haltung der Vereine und des Verbandsvorstandes in der ganzen Streitsache war eine musterhaft ruhige, sachliche und leidenschaftslose, obwohl es sehr nahe lag, in dieser Sache, wo die Vereine das moralische Recht auf ihrer Seite hatten, durch Entrüstungsversammlungen u. s. w. den Großindustriellen abzutrotzen, was sie ohne Grund so rücksichtslos verweigerten. Daß die Vereine sich dazu nicht haben hinreißen lassen, stellt ihrer Selbstbeherrschung und ihrer Besonnenheit das beste Zeugnis aus. Hätte die Großindustrie ebenso sachlich und besonnen die beabsichtigte Gründung des Rechtsbüreaus aufgenommen und behandelt, so wäre der ganze Streit nicht entstanden.

Manchem mag es wunderlich erscheinen, daß die Vereine in Bezug auf die Hilfe so weitgehende Zugeständnisse gemacht haben. Wenn man aber die Verhältnisse des Saargebietes kennt, wird man den Vereinen den Vorwurf übertriebner Aengstlichkeit und Nachgiebigkeit nicht machen wollen. Ein einfaches Gebot der Klugheit forderte im Saargebiet dieses Zugeständnis.

Quittung

Für das evangelische Hospiz in Rom: 100 Mk. von Frl. v B, Naumburg a. S., 22,50 Mk. Sammlung im Stud. Gustav-Adolf-Verein Straßburg.

Für die achtzigjährige Lehrerwitwe: 3 Mk. von H, Langenholzhausen. Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 8 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Suche zum 1. April für mir befreundete Gutsbesitzerfamilie bei Kremmen gepr. **Erzieherin** zu 2 Kindern (13 und 11 Jahre). Musik. Bildung. 400 Mk., fr. Station. **Dr. Luther**, Pastor, Kremmen (Pr. Brandenbg.)

Gymnasium zu Ratzeburg.

Anfang des Sommersemesters: Donnerstag, den 18. April Gleichzeitig Eröffnung des evangelischen **Gymnasial-Alumnates**, Schwesteranstalt des Plöner Alumnates. Anmeldungen sind schleunigst an den Unterzeichneten zu richten, der auch Prospekte versendet.

Der Gymnasialdirektor
Dr. Waßner.

Hugo Rothers theol. Buchhandlung
(Martin Warneck)
Linkstraße 4 **Berlin W. 9** Linkstraße 4
Ankauf ganzer Bibliotheken
sowie einzelner Werke gegen sofortige Zahlung.

Stud. theol. sucht nach best. erstem Examen zu Ostern eventuell später Stellung als **Hauslehrer** im In- oder Ausland. Zeugn. zur Verfüg. **M. Cornils**, Ording b. St. Peter (Nordsee), Schleswig-Holstein.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Anerk. beste Bezugsquelle. Höchster Rab. Alle Vorteile. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, gratis u. frei.
Wilh. Rudolph
in Giessen **Nr. 162.**

Korbflaschen
zu Geschenkzwecken sehr geeignet, mit 3 Liter feinstem **Medizinal-Cognac** garantirtes Weindestillat **Mk. 8.** 3 Liter **Cognac grande Champagne Mk. 12.** 3 Liter feinsten alten **Portwein, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae** 2c. **Mk. 6.25.** Originalgebinde obiger Weine 16 Liter Inhalt **Mk. 24,** alles incl. und franko.
Rich. Kox, Importgeschäft, **Duisburg a. Rh.**
Vom Verleger der „Christlichen Welt“ nach bezogenen Proben aus voller Ueberzeugung empfohlen!

In dem **Familienpensionat** von **Dr. G. von Rohden in Bielefeld** finden zu Ostern noch einige Knaben Aufnahme, die das Gymnasium oder die Realschule I. O. besuchen sollen.
Prospekte auf Wunsch.

Würdige und sinnige Konfirmationsgaben

Für den Lebensweg
Gedenkblätter zur Erinnerung an den Konfirmationstag von Lic. Dr. **Riemann.** Mit Holzschnitten, Widmungs- und Erinnerungsblättern. In 2 Ausgaben: **Kleine Ausgabe** (ohne die Kunstblätter) gebunden 4 Mk. **Pracht-Ausgabe** mit 4 Heliogravüren von Prof. Heinr. Hofmann und O. Schulz. Prachtband 9 Mk.

Allzeit im Herrn
Eine Auswahl aus den Werken deutscher religiöser Dichtung. Herausgegeben von **B. Rogge**, Dr. theol., Kgl. Hofprediger. Eingeleitet von Karl Gerok. Sehr reich mit künstlerischen Bildern geziert. 3. Auflage. In Kleinquart. Prachtband 12,50 Mk.

Auf der Schwelle des Lebens
Eine Mitgabe für deutsche Töchter bei ihrer Aufnahme in den Kreis der Erwachsenen von **Helene Stökl.** Mit Titelbild und Widmungsblatt. Gebunden 4 Mk.

Verl. v. Ferd. Hirt & Sohn in Leipzig

* Zahlreiche **freiwillige** Anerkennungsschreiben, nicht eingeforderte, wie dies sonst meist üblich. *

Auch diesmal ist das Tuch zur Altar- und Kanzelbekleidung zu unsrer vollen Zufriedenheit ausgefallen. 18. Februar 1894. **P.**.., Pastor, **B.**.. bei Priemhausen.

Anzug- u. Ueberzieherstoffe
für Herren und Knaben,
Altar- und Kanzeltuch
in den stilgemäßen Farben,
echt und reinwollen,
gediegenes Fabrikat
versendet direkt an Private zu billigsten Preisen
Th. Herrmann,
Sagan Nr. 34 (Schlesien).

Besten Dank für heut empfangene Sendung. Mit Ihnen kann doch niemand konkurrieren. Ihre Sachen sind wirklich ausgezeichnet und dabei billig. 4. April 1894. **P.**.., Pastor, **E.**.. (Holstein)

* Reichhaltige Musterauswahl frei! *

Soeben erschien der
Spezial-Katalog
über unser reichhaltiges Lager an **Konfirmationsscheinen, Konfirmandenbüchlein, Predigten,** namentlich über die **neuesten Erscheinungen der Predigtlitteratur u. s. w.,** den wir **gratis und franko** senden.

Probeblätter
für Konfirmationsscheine **gratis und franko!**
Auf Wunsch auch **Auswahlsendungen in Predigten.**
Jeden Konfirmationsschein und jedes Buch liefern wir zu denselben Preisen, wie jede andre Buchhandlung; **von 5 Mk. an franko!**
Schriftenniederlage des evangelischen Vereinshauses in Cöthen (Anhalt).

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig